

Bernd Scheffer

Interpretation und Lebensroman

Zu einer konstruktivistischen Literaturtheorie

Mittlerweile gibt es in der Literaturwissenschaft zwar vielfältige Erklärungen, wie Produktion und Rezeption von Literatur als historische und gesellschaftliche Phänomene zu denken wären, man hat aber wenig genaue Vorstellungen davon, was beim Schreiben und Lesen von Literatur im eigenen »Kopf« und gerade auch in den »Köpfen« der anderen (der Autoren, der Leser) vorzugehen scheint. Eine zentrale These dieses Buches lautet: Wir nehmen die Welt und die Literatur wahr in einer endlos autobiographischen Tätigkeit; Wirklichkeits-Konstruktionen (und Textbedeutungen) werden in einem Prozeß der Selbstbeschreibung erzeugt und aufrechterhalten. Die konstruktivistische Parallelität von Wahrnehmung, Erkenntnis, Wissen und schließlich auch von Interpretation zeigt: die genauere Untersuchung der »Gegenstände« von Welt und Literatur bringt primär die Eigenschaften von Beobachtern zum Vorschein, nicht die der »Gegenstände«. Wir entdecken nicht die »Realität« oder die der »Realität« opponierende ästhetische Gegensatzung, sondern die eigenen Wirklichkeits-Konstruktionen.

Die Diskurs-Regeln, die Konstruktions-Regeln, die Konventionalität, die Kompetenz, aber auch der Mut und die Ängste des Literatur-Beobachters kommen jetzt verstärkt zum Vorschein – und nicht »Texte« als inhaltlich weitgehend stabile Vorgaben.

Bernd Scheffer, geb. 1947, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Würzburg und Bonn. Promotion 1976, Habilitation 1985, Diplom in Psychologie 1988. Literaturwissenschaftliche und journalistische Publikationen insbesondere über Literatur der Moderne und über Medien. 1987-1992 (Zeit-)Professor für öffentliche Kommunikation und Textgestaltung an der Universität Bielefeld.

Suhrkamp

Inhalt

Vorwort	7
---------	---

KAPITEL 1: EINFÜHRUNG, ÜBERSICHT 13

1.1 Individuum, psychisches System	16
1.2 »Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung«	24
1.3 Text, Autor, Leser (die anderen)	27
1.4 Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit	31
1.5 Interpretation und Sonder-Beobachtung	38
1.6 »Konstruktivismus« und andere Ansätze	46
1.7 »Randtexte« literarischer Autobiographie	56
1.8 Bemerkungen zum Sprachgebrauch	58

KAPITEL 2: DIE HALLUZINATORIK VON WELT UND VON LITERATUR 63

2.1 Halluzinatorik	73
2.2 Halluzinatorik und Wahrnehmung	78
2.3 Kognition, (Selbst-)Beobachter	82
2.4 Halluzinatorik und Viabilität	94
2.5 Halluzinatorik und Gegenstände	97
2.6 Individuelle Wahrnehmung	99
2.7 Individuell-sozialisierte Wirklichkeits-Konstruktionen	104
2.8 Exkurs: Zum Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen bei Luhmann	110
2.9 Strukturelle Kopplung, Sprachgebrauch	115
2.10 Inneres Sprechen	127
2.11 Halluzinatorische Verwechselbarkeit von Kunst und Wirklichkeit	138
2.12 Halluzinatorik, Sonder-Beobachtung, Wandel, Geschichte, Ziele	149

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Scheffer, Bernd:

Interpretation und Lebensroman :
zu einer konstruktivistischen Literaturtheorie /
Bernd Scheffer. –

1. Aufl. – Frankfurt am Main :
Suhrkamp, 1992

(Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 1028)

ISBN 3-518-28628-5

NE: GT

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1028

Erste Auflage 1992

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

Satz und Druck: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

1 2 3 4 5 6 – 97 96 95 94 93 92

1. ZWISCHENSPIEL: LITERATUR, FERNSEHEN, MINI-UTOPIEN, GEHIRN-TRAINER	162
2. ZWISCHENSPIEL: DER EIN-MANN-KONSTRUKTIVISMUS. GIACOMO CASANOVAS INNERES SPRECHEN	170
KAPITEL 3: ENDLOS AUTOBIOGRAPHISCHE TÄTIGKEIT DER WAHRNEHMUNG	178
3.1 »Leser« – die Lebensromane der anderen	197
3.2 »Autor« – eine Intention der Leser	213
3.3 »Text« – »Hauptsächlich Lebenspfade«	234
3.4 Das fortlaufende Ende der literarischen Autobiographie	245
3. ZWISCHENSPIEL: »VASALLENSAFT«. DIE EINZIG TEXTADÄQUATE INTERPRETATION IST DAS ZITAT	267
4. ZWISCHENSPIEL: DON QUIXOTE ALS POET, ESSAYIST UND WISSENSCHAFTLER	278
KAPITEL 4: INTERPRETATION UND ESSAY	281
4.1 Essay	292
4.2 Konstruktivistische Sicht von Wissenschaft und empirischer Literaturwissenschaft	300
4.3 Das Dilemma der Interpretation als »Wissenschaft«	310
4.4 Essay, Halluzinatorik, Sonder-Beobachtung	329
Anmerkungen	343
Literaturverzeichnis	365
Namenregister	409
Sachregister	418

Vorwort

Wie lassen sich veränderte Handlungsmöglichkeiten für den Umgang mit Literatur vorschlagen? Wie entwirft man, ausgehend von »konstruktivistischen« Grundannahmen, Kunst und darin vor allem Literatur, damit sie neuerlich folgenreich erscheinen?

Der in weiten Teilen der Kunst- und Literaturtheorie zu beobachtende strikte Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit löst sich zunehmend auf zugunsten von neuen Möglichkeiten für die Produktion und Rezeption von Kunst und Literatur: Kunst und Literatur werden jetzt weniger als emphatische Gegenentwürfe, als utopische Korrektive, als großartige Mythen, nicht als phantastische Entschädigungen für fundamentale Mängel verstanden, sondern als *selbstverständliche, alltägliche Demonstrationen der Irritation und (Neu-)Konstruktion von Wirklichkeit*.

Im Verlauf dieses Buches geht es auch um die Überlegung, was in der Auseinandersetzung mit Literatur, was in bestimmten Arbeits- und Lebensformen zu gewinnen oder zu verlieren ist, wenn man das notwendige Sprechen über Literatur verändert darstellt, wenn man vor allem »*Interpretation*« *anders als bislang* konzipiert, wenn man zunächst vor allem die Parallelität von Wahrnehmung und Interpretation betont. »Interpretationen« werden hier verstanden als Beschreibungen von Wirklichkeit; neuartige, veränderte »Interpretationen« als sprachliche (und metasprachliche) Ablösungen von den gängigen Beschreibungen, mit denen vorherrschende Wirklichkeit aufrechterhalten wird, ergeben die Anstoß-Bedingung jeglicher Veränderung; Kunst und Literatur erinnern an diese Ablösungsmöglichkeit, aber sie vollziehen sie keineswegs exklusiv: Sprachliche Ablösung gibt es in allen Bereichen, in denen Wandel vorstellbar ist.

Sprache und Sprachgebrauch, jedenfalls so wie sie hier verstanden werden, implizieren von vornherein, daß es so viele Beschreibungen der »Dinge«, der »Verhältnisse« gibt, wie es Individuen gibt, die solche Beschreibungen anfertigen. Damit ist die Situation der »Abweichung« von anderen Beschreibungen und von den Beschreibungen der anderen von Anfang an gegeben. Sprachgebrauch führt also nicht nur zur Aufrechterhaltung sozialer Wirklichkeiten, sondern gewährleistet stets auch jene attraktive und

bedeutsame Instabilität, die eine individuelle sprachliche Ablösung als Vorbedingung des Wandels überhaupt erst ermöglicht. Der Umgang mit literarischen Texten, auch der professionelle Umgang, ist freier, zugleich aber auch weit weniger »privat«, weit weniger »subjektiv«, als dies zumeist dargestellt wird. In der literaturwissenschaftlichen Theorie- und Methoden-Diskussion der letzten beiden Jahrzehnte läßt sich zwar eine gewisse, aber gleichwohl doch zögerliche Entsubstantialisierung solcher Kategorien wie »Autor«, »Werk«, »Leser«, »Sinn«, »Geschichte« beobachten. Demgegenüber betrifft hier der Vorschlag eine Forcierung: Aufgrund der Eigenschaften seines Wahrnehmungssystems versteht jeder Mensch »einen Text« notwendigerweise anders; die jeweiligen Unterschiede sind alles andere als peripher; eine für alle ähnliche »Text-Konstruktion« erklärt allenfalls Bruchteile des jeweils produzierten Gesamtergebnisses einer Lektüre. Das »Verstehen« von Texten erscheint in konstruktivistischer Perspektive nicht mehr als eine, wie auch immer geartete Bedeutungs-»Entnahme«, sondern von Anfang an als Bedeutungs-Zuschreibung. Selbst das, was wir als »Steuerfunktion« des Textes zu erkennen meinen, selbst die Stopp-Regeln, die uns vor allzu absurden Interpretationen zu bewahren scheinen, sind Teile des Zuschreibungs-Prozesses. Nur wenn die Bedeutungen den Texten tatsächlich immanent wären, gäbe es kein Problem des »individuellen Lesers«. Das freilich soll wiederum nicht heißen, die »Welt« und die »Literatur« seien »zentral« aus nur *einem* »Kopf« zu erfassen. Mittlerweile gibt es in der Literaturwissenschaft zwar vielfältige (auch einige konstruktivistische bzw. systemtheoretische) Erklärungen, wie Produktion und Rezeption von Literatur als historische und gesellschaftliche Phänomene zu denken wären, man hat aber wenig genaue Vorstellungen davon, *was beim Schreiben und Lesen von Literatur im eigenen »Kopf« und gerade auch in den »Köpfen« der anderen (der Autoren, der Leser) vorzugehen scheint*. Wo befinden sich und wie befinden sich Leser in der Phase der Lektüre? Sie sind nicht Autoren oder Protagonisten, sie identifizieren sich strenggenommen auch nicht mit ihnen; Leser führen keine Gesamt-Regie, sie sind aber auch nicht »draußen«. Wie aber sind sie »drinnen« oder »dabei«? Die Frage nach den »psychischen Systemen«, nach dem mentalen Ort bzw. nach den kognitiven und vor allem auch emotionalen Prozessen ist weitgehend unbeantwortet geblieben.

Auf folgende Fragen sollen Antworten erprobt werden: Mit welcher Begründung bezweifelt man den herkömmlichen Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit? Wie hebt man die verstärkte Bedeutung des Essays anlässlich der Interpretation von Literatur hervor? Worauf stützt sich die These, daß sich gesellschaftlicher Wandel überhaupt nur als kultureller Wandel vollzieht und daß der Anstoß trotz Systemdifferenz individuell erfolgt? Was bedeuten in diesem Zusammenhang »Halluzinatorik«, Sonder-Beobachtung und »endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung«? Konstruktivistisch und kognitions-psychologisch gewonnene Kommunikations-, Sprach- und Interventionsmodelle bieten eine bislang kaum bekannte Möglichkeit, begrenzte Einflußmöglichkeiten, Eigenwilligkeiten, Mißverständnisse, Resistenzen und Unabhängigkeiten gerade auch bei der Produktion und Rezeption von Literatur zu erklären.

Auch der »Gegenstand« eines Fachs und die Methoden seiner Hervorbringung lassen sich im Zuge kulturellen Wandels verändern. Literaturwissenschaft und Literaturkritik können sich verstärkt mit den Mustern der Wirklichkeitserzeugung und Wirklichkeitsgestaltung befassen, mit Beschreibungen, mit Konstruktionsregeln – im Eingeständnis, daß diese Beschreibungen, diese veränderten Unterscheidungen und die ihnen folgenden Meta-Beschreibungen ihrerseits dem üblichen Kulturverbrauch (mit allen Implikationen der Vernutzung) unterliegen.

Ich versuche, eine solche Art der Auseinandersetzung mit Literatur zu entwerfen, die ich gerne leben möchte. Erhebliche Zweifel, nicht zuletzt am eigenen professionellen Umgang mit Literatur haben mich dazu gebracht, nicht weiter nur auf die Vermehrung konventioneller Untadeligkeit zu setzen, sondern gerade auch auf die sicher schleppende, zögernde Erarbeitung neuer Risiken, etwa auf das Risiko, wieder »psychische Systeme«, wieder Individualität ins Spiel zu bringen. Daß dieser Versuch, Risiken zu erarbeiten, auch auf denjenigen zurückschlagen kann, der sie hervorbringen möchte, ist nur konsequent. Entscheidungen für Themen und Verfahrensweisen sind nicht vollständig rational zu vermitteln: Es sind eben auch persönliche Lebensentwürfe; gesellschaftlicher Wandel, Kritik, Essay und vor allem die Konstruktivität von Erkenntnis und Wirklichkeit sind für einige nun einmal das Nötigste, was sie brauchen, oder das Liebste, was sie haben. Immerhin ist diese Voreingenommenheit explizit gewährleistet. Für mich ist

es attraktiv, auch auf die Gefahr der Selbsttäuschung hin, pathetisch zu glauben, Literatur könne dabei helfen, zu verstehen, daß die vorherrschende Wirklichkeit nur *eine* der möglichen Beschreibungen ist. Aber vielleicht ist dies gar keine Theorie-Abweichung, sondern bereits eine Folge der Individualitäts-Fiktion, auf die hin das Kunst- und Literatursystem angelegt zu sein scheint.

Die Favorisierung essayistischer Tätigkeit macht selbstverständlich noch keinen guten Essayisten, aber andererseits gibt es natürlich auch keine Verpflichtung, »Konstruktivismus« ausschließlich im gängigen Vokabular der Systemtheorien zu beschreiben. Ansatzweise habe ich in den »Zwischenspielen« eigene »essayistische« Anwendungen versucht. – Im vorliegenden Text habe ich zumeist darauf verzichtet, zu trennen zwischen »Autorin« und »Autor«, zwischen »Leserin« und »Leser«, zumal gerade hier klar sein dürfte, daß die vorgelegten Überlegungen nicht nur männliche Praxis oder deren Nachahmung implizieren.

Das Manuskript des vorliegenden Buches wurde im September 1991 abgeschlossen; seither sind – in nur vier Monaten – viele weitere Arbeiten zum »Konstruktivismus« oder zur konstruktivistischen »Systemtheorie« erschienen bzw. in Druck gegangen (etwa von Foerster 1992, Schmidt 1992, Stanitzek 1992 a und b); soweit ich sehe, machen diese neuesten Arbeiten vorerst keine wesentlichen Korrekturen nötig, vielmehr könnten sie die vorgelegten Überlegungen bestätigen und ergänzen; an einigen Stellen des eigenen Textes habe ich auf diese Arbeiten zumindest noch kurz hinweisen können.

»Interpretation und Lebensroman« – dieser Titel ist aus Gründen der Kürze, indessen nicht ganz ohne Zögern gewählt worden: »Interpretation« wird hier zum Teil stark ausgeweitet und bewußt mit »Wahrnehmung« gleichgesetzt; »Lebensroman« steht als Kurzformel für die korrektere Bezeichnung »endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung«.

Zunächst bedanke ich mich bei Gerald Hühner, ohne dessen Hilfe dieses Buch keinesfalls rechtzeitig fertig geworden wäre; Gerald Hühner hat durch seine Vorschläge nicht nur die Materialbasis des Textes erheblich erweitert, sondern auch die inhaltliche Gestaltung vielfältig gefördert – gerade auch durch die Diskussionsvorschläge im Zusammenhang mit der Ausarbeitung seines eigenen Buches zur Interpretationstheorie. Georg Peters danke ich für seine Anregungen und auch dafür, daß er die unaufhörlichen

Überarbeitungen wesentlich besser verarbeitet als sein Computer. Für ihre Hilfe und Geduld danke ich weiter Bernd Gardian, Günter Hartung, Friedhelm Herborth, Gerhard Janott, Friedhelm Middel, Harro Müller, Siegfried J. Schmidt, vor allem auch Sabine Oehlschläger und Robin Xaver, denen dieses Buch in Liebe gewidmet ist.

Bielefeld im Januar 1992

»In Wirklichkeit ist jeder Leser, wenn er liest, ein Leser nur seiner selbst. Das Werk des Schriftstellers ist dabei lediglich eine Art von optischem Instrument, das der Autor dem Leser reicht, damit er erkennen möge, was er in sich selbst vielleicht sonst nicht hätte erschauen können.« (Marcel Proust 1927; zitiert nach 1967, 4006)

»Die alte Frage (...), ob wir eine Literatur und Kritik haben oder nicht, stellt sich heute aufs neue. Und gleichzeitig jene andere: ob wir einen Leser haben. Diese Fragen sind heute so zu beantworten: wir haben eine Literatur, aber sie wird nicht gelesen; wir haben offenbar auch einen Leser, aber die Literatur vermag ihn nicht zu finden; eine Kritik jedoch ist schlechterdings nicht vorhanden. Daraus ergibt sich folgende kombinierte Formel: in Erwartung der Literatur (vom Standpunkt des Lesers), in Erwartung des Lesers (vom Standpunkt der Literatur), in Erwartung der Kritik (von beider Standpunkt).« (Boris Eichenbaum 1924; zitiert nach 1965, 53)

Kapitel 1: Einführung, Übersicht

Die in der folgenden Einführung skizzierten Überlegungen und zusammengefaßten Entscheidungen werden in den weiteren Kapiteln dann ausführlicher begründet und hinsichtlich ihrer Konsequenzen erweitert sowie mit Hilfe von Beispielen veranschaulicht. Was hier unter »konstruktivistisch« verstanden werden soll, wird ein erstes Mal ausführlicher auf S. 46 ff. erläutert.

Autoren, aber gerade auch Leser bringen Literatur aus Lebens-Ideen hervor, und nicht aus Worten-pur oder Zeichen-pur. Literatur wird (eben doch) aus »Ideen«, aus Lebens-Ideen gemacht, und nicht nur aus Worten. Was sich mittels Sprache ereignet, über-

steigt in jedem Fall die Bedeutung des Wortlauts. Die Wirkungen von Literatur liegen gerade auch in jenen Resten, die nicht explizit zur Sprache kommen. Bezugsgröße einer Text-Wahrnehmung ist die jeweils voraussetzbare *gesamte Lebenspraxis*, ist das *ganze kognitive und emotionale System der denkbaren Voraussetzungen*. *Nur in diesem Lebens-Gesamtzusammenhang entsteht Bedeutung und kann dann die Bedeutung von Literatur erklärt werden*. Wenn man bestimmen will, wie »die Welt und die Literatur« beschaffen sind, wird man sich eingestehen müssen, daß das, was wir beobachten und darüber sagen, abhängig ist von dem, was wir beobachten und zu sagen gelernt haben – und von dem, was wir, nicht zuletzt emotional beeinflusst, beobachten und sagen wollen; wir entdecken nicht die »Realität« oder ihre ästhetische Gegensatzung, sondern die eigenen Wirklichkeits-Konstruktionen, die eigenen »Selbstbeschreibungen«. Und »Selbstbeschreibungen« wären von Anfang an möglichst auch über Sprache hinausgehend zu denken – trotz aller sprachlichen, narrativen und deskriptiven Konnotationen von »Selbstbeschreibung«. Die Diskurs-Regeln, die Konstruktions-Regeln, die Konventionalität, die Kompetenz, aber auch der Mut und die Ängste des Literatur-Beobachters kommen jetzt verstärkt zum Vorschein – und nicht »Texte« als inhaltlich weitgehend stabile Vorgaben.

Nicht nur in Kunst und Literatur, so lautet der Vorschlag weiter, sondern in allen Lebensbereichen geht es um neue Unterscheidungen, um »schöpferische« Beschreibungen, um (Neu-)Konstruktionen von Wirklichkeit. Kunst und Literatur sind eher zugehörige als strikt getrennte Bestandteile einer Lebenspraxis, in der es fortlaufend auch auf »kreative« Konstruktion von Wirklichkeit ankommt. – Es fällt schwer, über Literatur fortgesetzt so zu reden oder zu schreiben, als käme ihr im Hinblick auf kulturellen und gesellschaftlichen Wandel ein Alleinvertretungs-Anspruch zu oder als sei zumindest ihre Tiefenwirkung oder ihr »unterschwelliger Multiplikationswert« (Heißenbüttel 1982, 447) durch nichts zu ersetzen und daher auch kaum zu überschätzen. Zur Erklärung der Wirkung von Literatur kursieren nach wie vor Subversionstheorien und Virusphantasien, so als sei Literatur ein zwar kleiner, aber doch gefährlicher Erreger, der das Immunsystem der vorherrschenden Gesellschaft vielleicht doch einmal zusammenbrechen lassen könnte. Gedanken an eine Rettung oder Veränderung der Welt durch Poesie erscheinen zumeist grandios

(wie etwa 1988 in der Nobelpreis-Rede von Joseph Brodsky) oder bitter-ironisch oder rührend-hilflos; man mag eine Perspektive wie die folgende attraktiv finden: »Der Staat ist von gestern, die Literatur ist von morgen« (Brodsky ebenda), könnte man sich zugleich sicher sein, daß *allein* die Literatur »von morgen« und so gut wie nie »von gestern« ist. Proklamationen umgekehrter Machtverhältnisse oder zumindest umgekehrter Wirkungsweisen – »Geschichtsbildend sind nicht die Kriege, sondern die Kunst« (Benn)¹ – bewegen sich als »Flucht nach vorne« fast in jedem Fall zwischen Fahrlässigkeit und Ideologie. In einem »Prozeß der Desolidarisierung« (Krauss 1987) trennt man sich bei der zu strikten Gegensatzung von Kunst und Wirklichkeit grundsätzlich und gleichsam für immer von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft und rechnet trotzdem damit, vorzugsweise gefragt zu sein; erfolglosere Programme zur »ästhetischen« Verführung anderer sind (falls es darum überhaupt noch gehen soll) kaum denkbar. Verächtliche Rückantworten, wie die gegen uns gerichtete Verspottung als »Geistes- und Diskussionswissenschaftler« sind nicht ganz frei von gewissen Echo-Effekten – oder anders gesagt: Schwer zu vermeidende Arroganz kann nicht mit Popularität rechnen. Ohnehin ist mit dem Scheitern sozialistischer Ideen und Wirklichkeiten vielleicht nicht die Hoffnung, wohl aber die alte Sicherheit verlorengegangen, man hätte hier – gerade im Umgang mit Kunst und Literatur – eine Negationsmöglichkeit gegen vorherrschende Wirklichkeit. Daß es eine solche Negation, ein solches »tragendes Paradigma« nicht mehr gibt, läßt vorerst zwar jede Melancholie verständlich erscheinen, jedoch im vorliegenden Zusammenhang ist der Verlust von tragenden Negationen und Paradigmen, ist diese Herausforderung nicht unwillkommen. Angesichts der Macht elektronischer Medien befürchtet man, die Literatur verliere drastisch an Einfluß und verteidige nicht nur ihren einigermaßen entbehrlichen Schmuck, sondern tatsächlich ihre Haut; solche Befürchtungen sind allerdings älter als die moderne Medienkultur; sie tauchen bezeichnenderweise immer dort auf, wo Literatur zum utopischen Gegen-Entwurf gegen eine herrschende Wirklichkeit hochstilisiert wird, wo aber genau diese grandiose Erwartung die permanente Existenz-Gefährdung einer so verstandenen Literatur überhaupt erst erzeugt. Nur dort, wo die Existenz der Literatur durch massive staatliche Restriktionen tatsächlich bedroht ist (wie ehemals in Osteuropa etwa), erlangt

Literatur im Widerstand jene Bedeutung, die ansonsten gerade nicht zu erzielen ist («Leseland DDR»); mit anderen Worten: kulturkonservative Klagen über den Machtverlust der Literatur rechnen implizit mit einer Situation der Unterdrückung; diese Situation ist aber nicht zu verwechseln mit der gegenwärtigen Lage, in der Literatur (wenn überhaupt) durch mangelnde »Einschaltquoten« gefährdet ist, ihre mangelnde Attraktivität also u. U. gerade darin liegen könnte, daß sie nicht verboten, sondern erlaubt ist (und eben deswegen die in sie gesetzten gängigen Erwartungen nicht erfüllt). Ein erheblicher Teil des Kulturpessimismus der Gegenwart hat ohnehin keinen komplizierteren Grund als den der Enttäuschung allzu kühner Erwartungen. Und dennoch geht es hier gerade nicht um eine »postmoderne«, vielleicht doch eher »trübe« Grenzverwischung von Kunst und Wirklichkeit, von Fiktion und Realität. Die kritische Tendenz solcher Einschätzungen, die auf die Gefährdung alter Unterschiede aufmerksam machen wollen, soll überhaupt nicht bestritten werden, andererseits aber kommt es im vorliegenden Zusammenhang an auf möglichst klare, zum Teil jedoch erheblich anders als bislang gesetzte Unterscheidungen; und schließlich geht es dann auch um die Autorität, solche Unterscheidungen gegebenenfalls zu propagieren und durchzusetzen. Die Anlehnung an konstruktivistische Überlegungen geht deutlich von anderen Voraussetzungen aus und kommt mehr als nur gelegentlich zu anderen als zu »postmodernen« Folgerungen.

1.1 Individuum, psychisches System

Ohne die »andere« Individualität ist die »eine« Individualität nicht konzipierbar. »Individualität« wird hier nicht emphatisch als idealistische Instanz, nicht als substantielle Archivierung von Wahrnehmungs-Leistungen ins Spiel gebracht, sondern als Funktionsweise, als komplexe, auch paradoxe Selbstbeschreibungs-Fähigkeit psychischer Systeme. »Individualität« wird verstanden als Möglichkeit, Wahrnehmungen bzw. Unterscheidungen hervorzu-bringen – im autopoietischen Prozeß des Lebens.

Bei aller Unterschiedlichkeit ähneln sich gegenwärtige Diskussionen über Gesellschaft (und über Literatur) in der Nachordnung oder gar in der energischen Zurückdrängung von Individualität,

sowie dem Anspruch, dabei angemessen skeptisch, um nicht zu sagen »realistisch« zu sein (obwohl die zeitgenössischen Veränderungen in Ostmitteleuropa bei genauerer Analyse möglicherweise auch durchaus eine andere Rolle des Individuums zeigen könnten). Reste oder Schein-Reste von Individualität werden allenfalls noch in der von Kunst und Literatur vollzogenen Gegensatzung vermutet, sofern man nicht von vornherein voraussetzt, auch in diesen Bereichen sei das Individuum bereits zum Konsumenten »niederdemokratisiert«. Nicht nur in Feuilletons bewegen sich die Rollen-Einschätzungen des Individuums zwischen Apokalypse («Tod des Subjekts») und Heroisierung in Militär-Metaphern («Auf verlorenem Posten»); »postmodern« seien ohnehin alles Engagement und Interesse, seien ohnehin alle Sehnsüchte »hinfällig« geworden; Desillusionierung von Individualität erscheint nicht mehr als Programm eines linken Sozial-Engagements, sondern als »angemessene« Einübung in eine universelle Bedeutungslosigkeit der Individualität («Don't worry, be happy!«). Es gibt – auch wenn die Kritik-Richtung nicht die Kritik-Richtung ist, die hier favorisiert ist – keineswegs unwichtige Argumentationen, wonach zum Beispiel Foucaults Idee vom Tod oder vom Verschwinden des Individuums (etwa Foucault 1974 a) weder als Programm möglich ist noch als Erklärung für Foucaults eigene Arbeitsweise taugt. (Vgl. Honneth 1985; Habermas 1985, Kuhlmann 1987; Frank et al. 1988, darin vor allem Nagl und Nagl-Docekal) Auch »Konstruktivismus«, auch »Systemtheorie« wird häufig und flüchtig so rezipiert, als seien unmißverständliche »Verbote« erlassen worden, »Individuum« und »Subjekt« überhaupt noch zu bedenken. (Vgl. etwa die Luhmann-Kritik von Habermas 1985; anders Gumbrecht 1991 a) An keiner Stelle ist dies der Fall (auch bei Luhmann nicht; vgl. auch Podak 1984); im Gegenteil: Es gibt geradezu ausdrückliche, wenn auch bislang kaum eingelöste Aufforderungen, über »Individualität« im Sinne von psychischen Systemen nachzudenken (vgl. Luhmann 1984 a bzw. 1987 a, 347 f.).² Energisch verworfen werden von Luhmann allerdings leichtfertige Versuche, Wechselwirkungen, Interaktionsmöglichkeiten, Einflüsse, Austauschprozesse oder gar »restlose« Abhängigkeiten unter Vernachlässigung der jeweiligen »Geschlossenheit« zwischen psychischen Systemen und sozialen Systemen zu behaupten (wir kommen darauf zurück; siehe besonders den »Exkurs« auf den Seiten 110 ff.; im übrigen ist es nicht die Absicht dieses Bu-

ches, alle Überlegungen in strikter, expliziter Rücksicht auf Luhmanns Konzepte zu entwickeln).

Es gibt bemerkenswert rasche Formen des Wandels in der Wissenschaft: Noch 1984 konnte Podak, und damals völlig zu Recht darauf hinweisen, daß Luhmanns Überlegungen wenig Aussicht hätten, sich gegen die Positionen von Habermas durchzusetzen, daß die Mißverständnisse in Bezug auf Luhmanns Konzepte wesentlich daher rührten, daß der Name Habermas in »schöner Eindeutigkeit« stand für »Theorie der Gesellschaft, für Kritik, für Emanzipation, für Aufklärung, für fortschrittliche Tradition«. Mittlerweile hat sich die Situation erheblich verändert, wenn auch nicht völlig umgekehrt: Das Problem besteht jetzt darin, daß Positionen Luhmanns rigide und zum Teil erheblich verkürzt vertreten werden – nicht nur hinsichtlich angeblicher Verdikte, sich überhaupt mit psychischen Systemen, mit Individuen zu befassen, sondern auch hinsichtlich solcher Behauptungen wie der von der »Autonomie der Kunst«. – Zu Beginn der vorliegenden Arbeit, vor einigen Jahren, war es noch möglich, den »Radikalen Konstruktivismus« und die »Systemtheorie« Luhmanns als verschiedene Konzepte zu behandeln (freilich mit wesentlichen Überschneidungsbereichen; vgl. Schmidt 1992, 10ff.); das ist jetzt kaum noch möglich, nicht zuletzt aufgrund der Ansprüche, die Luhmann selber erhebt, etwa in seinem Buch »Die Wissenschaft der Gesellschaft« (1990). Luhmanns Plädoyer kam dem »Konstruktivismus« sicher mehr zugute als andere Plädoyers, aber damit sind auch gewisse Nachteile verbunden, zum Beispiel die Vernachlässigung der Ausgangssituation, um nicht zu sagen der »Traditionen« des Konstruktivismus, die ja wesentlich darin bestand, daß der chilenische Neurobiologe Humberto R. Maturana eine neue Begründung der Einflußmöglichkeiten der Individuen in Bezug auf soziale Systeme anbot (vgl. Maturana 1980, 1982, 1985; auch Hejl 1987).

Obwohl die Bezeichnung »psychisches System« nicht unmißverständlich ist, spricht derzeit indessen einiges dafür, sie hier ebenso aufzugreifen wie die Skepsis, die Luhmann mit der Bedeutung *einzelner* psychischer Systeme verbindet. Für die Literaturwissenschaft sind psychische Systeme zu unterscheiden vom »Literatursystem als sozialem System«, differenziert etwa nach den Teilbereichen Literaturproduktion, Literaturrezeption, Literaturvermittlung und Literaturverarbeitung (vgl. Schmidt 1980-1982).

Individuenbezogene Ansätze haben sich im Bereich der gängigen »Diskurse« bislang kaum entwickeln können; einer der Gründe dafür ist sicher die karriere-förderliche »Unverdächtigkeit« objekt-bezogener bzw. sozial-orientierter Erklärungen; die Hartnäckigkeit des Psychologismus-Vorwurfs hat nicht zuletzt hier ihre Ursache. (Vgl. Hejl 1982, 250ff.) Man gerät weniger in den Verdacht der Subjektivität, wenn man (nicht minder leichtfertig) allein von Sozialisation, Vergesellschaftung, ökonomischen oder politischen Herrschafts-Mechanismen spricht; man setzt sich hingegen schnell der Kritik aus, wenn man sich auch von den verita-blen postmodernen Desavouierungen des Individuums noch nicht restlos hat überzeugen lassen. Gleichwohl zögere ich, etwa Manfred Franks spezifischer Begründung der »Unhintergebarkeit von Individualität« (1986) zu folgen, gerade weil sie, wie auch Frank später noch betont, nur »auf der Grundlage einer geduldigen archäologischen Rekonstruktionsarbeit« erfolgt (Frank und Haverkamp 1988, xiv), gerade weil also der Vorschlag allein in der Theoriegeschichte verankert ist. (Vgl. jetzt auch Frank 1991) Die Begründungen, die hier entwickelt werden, stellen neben der »konstruktivistischen« Komponente auch eine, allerdings eher kritische Aufarbeitung der sog. Kognitiven Psychologie dar; eine kritische Aufarbeitung ist nicht zuletzt aus folgendem Grund nötig: Wer, wie der Verfasser einige Jahre lang zwei, aufs Ganze gesehen doch eher selten kooperierende Disziplinen, nämlich Literaturwissenschaft und Psychologie einigermaßen gründlich studiert hat, wird gelegentlich nicht um den Verdacht herumkommen, die wahren Widerstände gegen eine interdisziplinäre Zusammenarbeit lägen weniger in der Unüberschaubarkeit zweier Fachgebiete als vielmehr in den unterschiedlichen Reflexionsniveaus. – Man wird Literatur, ohnehin hauptsächlich verstanden als »Umgang mit Literatur«, geradezu psychologisch beschreiben müssen, wenn man zuvor darauf verzichtet hat, Literatur ausschließlich von den »Texten selbst« oder ausschließlich von sozialen Systemen her verstehen zu wollen, wenn man sich also dafür entschieden hat, Literaturproduktion nicht lediglich aus einem Endprodukt »Text« und Literaturrezeption nicht lediglich aus einem Ausgangsobjekt »Text« ableiten zu wollen.

Individualität wird hier nicht als feste Bezugsgröße, nicht als Endstation eines konstruktivistisch begründeten Reduktionismus ins Spiel gebracht, sondern Individualität benennt bestimmte Unter-

scheidungs-Möglichkeiten und Unterscheidungs-Schwierigkeiten psychischer Systeme, zum Beispiel die Schwierigkeit, zu sagen, was in den »Texten selbst« steht, die Schwierigkeit, mehr als nur eine triviale Grundsemantik an den Text zu »delegieren«. Ein konstruktivistisches Konzept psychischer Systeme hat den Vorteil, daß es keiner zentralen Verarbeitungsinstanz, keiner Substantialisierung einer Kommandozentrale bedarf, um die Gesamtdynamik des Systems zu steuern. Eine Innen-Außen-Differenz gilt auch hier als das »stabilste« Kennzeichen des Systems; Rimbauds Formel »JE est un autre« kontert Ionesco mit einem trivialen »Niemand ist ein anderer«. (Vgl. Vogelsang 1971, 52) »Individualität«, hauptsächlich verstanden als Abgrenzung von anderen psychischen Systemen, ergibt einen kompakten, einen stabilen Begriff von Individualität, ohne andererseits einen emphatischen, aus »inneren« Komponenten gewonnenen Begriff der Identität, der Subjektivität oder auch Individualität in Kauf nehmen zu müssen. Nachdem die Angelegenheit »Multiples Ich« mittlerweile zum Gemeinplatz geworden ist, scheint mir die Frage nach den äußeren Grenzen des angeblich vielfach zersplitterten Ichs interessanter, die Frage nach dem, was »Ich«, was »Selbst« offenkundig immer noch, gerade auch in der Literatur zusammenhält. Bei aller Skepsis, die hinsichtlich einer Wirkung auf andere Individuen und auf soziale Systeme auch hier gewahrt bleibt: Es sind die infiniten Möglichkeiten individueller, kognitiver und emotionaler Selbstbeschreibung, die die Voraussetzungen für einen Anstoß zum Wandel ergeben; nur Individuen können halluzinatorisch veränderte Wirklichkeitsmodelle vorwegnehmen. »Voraussetzungen für Anstöße« sind »aufs Ganze gesehen« zweifellos »unbedeutend«, aber es läßt sich auch keine andere Einfluß-Figur zeichnen. Weil Wirklichkeits-Konstruktionen subjektabhängig bewertet werden, können sie überhaupt als eine jeweils flexible Konstruktion erscheinen. Gerade weil niemand unmittelbar sozialisiert ist, gerade weil niemand direkt und offen auf Interaktion und Kommunikation ausgerichtet ist, gerade weil niemand gesellschaftlich vereinnahmt ist, gerade weil Menschen sich selbst beschreiben (etwa im »Inneren Sprechen«; siehe S. 127 ff.), sind die Voraussetzungen für individuelle, besondere Beobachtung überhaupt gegeben. Wären Menschen direkt sozialisiert, dann könnten sie ähnlich wie Maschinen immer nur die vorgegebenen Programmabläufe durchlaufen; im Grunde gäbe es dann nur ein

Funktionieren oder einen Stillstand, aber kein beobachtendes, reflexives oder abstrahierendes Verhältnis zu sich selbst, keine kreative Veränderung gleichsam aus sich selbst heraus. Vielleicht haben es ja die Schriftsteller immer schon gewußt: »(...) der Einfluß der Gesellschaft aufs Zustandekommen der Kunstwerke ist weit geringer, als die betreffende Schulweisheit sich erträumt (wie auch der Einfluß der Kunstwerke auf die Gesellschaft – leider! – gar nicht gering genug eingeschätzt werden kann) (...)« (Hans Wollschläger 1978, 121). Das sind die Startbedingungen, die hier ebenfalls gelten, auch wenn es im Verlauf des Buches genau um den Fall gehen soll, der »gar nicht gering genug eingeschätzt werden kann«.

Die Vorschläge, die hier unterbreitet werden, laufen nicht auf ein »Idiosynkrasieargument« hinaus, so als sei jede über das einzelne Individuum hinausgehende Aussage von vornherein unzulässig. Auf einer Meta-Ebene der Selbst- oder Fremdbeobachtung werden subjektabhängige Texterfahrungen selten als einzigartig empfunden, vielmehr sind sie ähnlich und nachvollziehbar in dem Ausmaß, in dem von einer biologischen, kognitiven und kulturellen Ähnlichkeit bei den einzelnen Lesern gesprochen werden kann. Divinatorik und Genie-Kult entfallen, wenn die individuellen und individuell-sozialisierten Bedingungen aufklärbar sind, das heißt, wenn sich die Gesamtbedingungen der jeweiligen Beobachtung angeben lassen. »Reduktionismus« ist im übrigen auch immer ein Vorwurf anderer Reduktionisten. Wer ist schließlich kein Reduktionist, selbst wenn er oder gerade weil er nur noch auf »Differenz« oder »Geschlossenheit« und »Selbstreferenz« setzt. Das später zu entwickelnde Konzept von der »endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung« (und die Auseinandersetzung mit »Randtexten« der literarischen Autobiographie; s. unten S. 245 ff.) ist gerade nicht als offenes oder verstecktes Plädoyer für jene Formen der Selbstbeschäftigung zu verstehen, die in ungewöhnlicher Konzentration auf das eigene Selbst bei auffälliger Verminderung sozialer Auseinandersetzungen stattfinden. Literaturproduktion und Literaturrezeption werden auch hier als *soziale* Phänomene verstanden, die allerdings wie alle anderen sozialen Phänomene bestimmte Formen nicht-schriftlicher autobiographischer Tätigkeit als Ausgangs- und Endsituation implizieren. Einfallreicher Widerstand beim Verfassen offen autobiographischer Texte und vor allem konventioneller autobiographischer

Texte ist hier durchaus willkommen: »Überlassen wir die Photographie des Lebens, die Psychologie, das Verständnis für die Erschütterungen der Seele, des Gemüts den Schwächlingen, die es nicht unterlassen können, in ihnen zu wühlen – sie gehen uns nicht verloren, sowenig wie uns unsere Leiblichkeit verlorengeht, die Stehkragen und die Frauenhosen. Für ewige Liebhaber ihrer selbst und von Lottchens Schönheit taugt eine Kunst, wie sie die Zigarrensachtel oder die Seifenkartons darbieten, wir aber wollen uns direkt in unsere schöpferischen Emanationen selbst hineinwagen.« (Raoul Hausmann 1921)

Ich möchte mich im Rahmen der eben genannten Einschränkungen entfernen von jener langen, gerade auch kritischen bzw. essayistischen oder wissenschaftlichen Tradition, bei der man es sich mindestens insofern leichtgemacht hat, als man vorzugsweise irgendwelche Verhältnisse, irgendwelche System- oder Sachzwänge beschuldigte, statt konkrete, u. U. auch namhaft zu machende menschliche Verhaltensweisen. System- und Sachzwänge, zumindest in ihrer Variante als »Schicksal« sind immer auch Ausprägungen kleinbürgerlicher Alibis. Wie skeptisch oder wie pessimistisch man sich im Hinblick auf den Erfolg individueller Anstöße zu kulturellem und gesellschaftlichem Wandel im einzelnen auch äußern mag und äußern muß, die Wahlmöglichkeiten und Wahlfreiheiten des Individuums sind in den modernen westlichen Gesellschaften zweifellos vielfältiger geworden, was für die genauere Betrachtung freilich nicht ausschließt, daß die jeweilige Wahl damit zugleich auch folgenloser, wirkungsloser geworden sein könnte.

Verkürzt gesagt (und in der Kürze sicher auch übertrieben): Individuen erklären bzw. verweigern – wenn auch weitestgehend »bedeutungslos« für Gesellschaft – in jedem Augenblick ihr Einverständnis: »Dies ist meine von mir gewünschte Welt bzw. dies ist sie nicht!« »Dies ist unsere von uns gewünschte Welt bzw. dies ist sie nicht!« - dergleichen »sagen« Gefühle (zwischen Liebe und Haß), Gedanken, »Inneres Sprechen«, Körper-Erfahrungen und Handlungen. So gesehen erweist sich Gesellschaft unter anderem (aber eben auch) als ein Problem unserer Selbstbeschreibungen. – »Don Juan Matus« bzw. sein pseudonymer Erfinder »Carlos Castaneda« sind selbstverständlich nicht die »Zeugen«, die über die folgende Textpassage hinaus hier zu Wort kommen sollen; eine prägnante, wenn auch äußerst pathetische Formulierung könnte

indessen einmal auch das illustrieren, was hier gemeint ist: »Wir führen ständig ein inneres Gespräch. (...) Wir sprechen über unsere Welt. Tatsächlich halten wir unsere Welt mit unserem inneren Gespräch aufrecht. (...) Die Welt ist so-und-so, nur weil wir uns sagen, daß sie so-und-so ist. Wenn wir aufhören, uns zu sagen, daß die Welt so-und-so ist, dann wird die Welt aufhören, so-und-so zu sein.« (Castaneda 1979, 186 f.) Daß die »Welt« aufhören könnte, »so-und-so« zu sein, gilt indessen *zunächst* nur für die »Welt im Kopf« von Individuen. Auch bei einem ausdrücklichen Bezug auf »konstruktivistische« Überlegungen besteht gleichwohl keine Notwendigkeit, soziale Systeme als die gleichsam einzigen Akteure zu hypostasieren. Soziale Phänomene, die anderen Individuen im eigenen »Kopf« sind zwangsläufig präsent. *Zwischen »grundsätzlich subjektabhängig« und »(pur) subjektiv« muß strikt unterschieden werden.* »Subjektabhängigkeit« betrifft die grundsätzliche Berücksichtigung und allenfalls simulatorisch auszublenkende Standortgebundenheit jeder Wahrnehmung – und zwar gerade durch Berücksichtigung, durch Relativierung der jeweils einzelnen Konstruktionsleistung, durch das Wissen, daß ohne Standort und Abgrenzung überhaupt keine Wahrnehmung möglich ist; »Subjektabhängigkeit« berücksichtigt im Unterschied zur puren Subjektivität die stets vorhandenen und stets notwendigen Anregungen anderer Menschen für die individuelle Welt-Wahrnehmung und Welt-Interpretation.

Welche »Informations«-Angebote Texte darstellen, welches Lernen sie ermöglichen, läßt sich allenfalls als Gruppen-Aussage (hypothetisch unterstellt oder empirisch überprüft) formulieren. Der Umgang mit Literatur bleibt ein soziales Phänomen, auch wenn sich das Handeln mit Literatur von anderen sozialen Phänomenen signifikant dadurch unterscheiden sollte, daß der Anteil an Koordinationen, Verabredungen, Konventionen und Parallelen signifikant geringer ist. *Die Frage nach der Welt und nach der Literatur im (eigenen) Kopf, operationalisiert über die endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung, impliziert gleichermaßen ein Interesse an dem, was in den Köpfen anderer vorgeht.*

Vielleicht sollte man in bezug auf Individuen, um traditionelle Konnotationen zu vermeiden, nicht mehr von »Erkennen« und »Wahrnehmen« sprechen, sondern nur noch von den gleichsam »halluzinatorischen« Möglichkeiten der Wirklichkeits-Konstruktion.

1.2 »Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung«

Ein Verständnis von »Literatur«, eine Literaturtheorie, eine Poetik kann sich nicht allein am Medium Sprache, noch nicht einmal an Texten und ihrer Bedeutung allein orientieren, weil bei jeder Begegnung mit Literatur solche Prozesse beteiligt sind, die sich allein auf einer »vorgegebenen Materialbasis« nicht erklären lassen: Es sind generelle Wahrnehmungsprozesse (im Sinne von systeminternen Selbstbeschreibungs-Prozessen), die weit über die sprachliche Wahrnehmung hinausgehen, es sind Prozesse globaler kognitiver und emotionaler, sogar körperlicher Wirklichkeits-Konstruktion. *Lebenspraxis ist umfassender als Sprachpraxis: Text-Wahrnehmung wird auch durch außersprachliche Faktoren beeinflusst.* Welt- und texterzeugende autobiographische Tätigkeit ist über Sprachprozesse allein nur unzulänglich zu erfassen.

Hier lautet die These: *Wir nehmen die Welt und die Literatur wahr in einer endlos autobiographischen Tätigkeit (so merkwürdig, so paradox das zunächst klingen mag): Wirklichkeits-Konstruktionen (und Textbedeutungen) werden in einem Prozeß der Selbstbeschreibung erzeugt und aufrechterhalten.* »Endlos autobiographische Tätigkeit« ist in ihren konkreten Zielen nicht festgelegt, wohl aber in der Tendenz, überhaupt zielgerichtet zu sein – eine zunächst unspezifische Drift hin auf alle möglichen Ziele, ein zunächst unspezifischer Trend zur (Lebens-)Steigerung. Die nur auf den ersten Blick stark metaphorische, ansatzweise paradoxe Kurzformel von der »endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung« soll Momente von Wahlmöglichkeit und Kreativität nicht erst auf der Ebene von Folgerungen, sondern schon auf der Ebene grundlegender Wahrnehmung signalisieren. Die nicht ganz unmißverständliche Vokabel »endlos« soll darauf hinweisen, daß die nicht-schriftliche »Roman«-Tätigkeit in keinem Augenblick stornierbar ist. Die Arbeit am »Roman« (bzw. an den »Romanen«) des eigenen Lebens kennzeichnet nicht nur die sog. »ästhetische Erfahrung«, sondern gerade auch die normale, alltägliche Wahrnehmung; es geht um die individuelle und individuell-sozialisierte »Geschichte« (und die »Geschichten«), die jeder »schreibt«; Menschen »erzählen« sich gleichsam ihre Erfahrung, und ebendies ist ihre Erfahrung. Selbstverständlich ist »Lebensroman« ein »Konstrukt«, eine Erklärungs- bzw. Durchgangsstation

zur Beschreibung von Orientierungsleistungen individueller und individuell-sozialisierter Prozesse der Wahrnehmung. Es ist eine Perspektive, unter der psychische Systeme »konstruktivistisch« in den Blick genommen werden können. Leser handeln als »Autobiographen«; sie reagieren nicht einfach auf Texte; sie können, veranlaßt durch Texte, nur das nehmen, was sie ihrerseits im »Roman« des eigenen Lebens auch geben können und geben wollen. Das »Autobiographie«-Konzept, das den Überlegungen zugrunde liegt, wird denkbar skeptisch beurteilt: Hier soll gerade gezeigt werden, daß die »normale« literarische Autobiographie längst an ihr Ende gekommen ist, daß ohnehin nur noch »Randtexte« der literarischen Autobiographie theoretisch interessant sind, daß die Zukunft der literarischen Autobiographie in ihrem Untertauchen in der übrigen Literatur besteht. (Vgl. Abschnitt 3.4.)

Man kann einigermaßen frei entscheiden, was man mit Literatur machen will, was man anlässlich von Literatur beobachten will und welche Beobachtungen man anlässlich von Literatur propagieren will: Wenn nämlich Texte (und demzufolge auch »Sinn« und »Bedeutung«) als nicht-konstante Konstruktionen angesehen werden, dann kann sich auch die nach wie vor unentbehrliche Interpretation literarischer Texte endgültig nicht mehr auf »den Text selbst«, auf »Textadäquatheit«, auf »Autorintentionen« oder »Textintentionen« als Gütekriterium berufen. Nicht das (Text-)Angebot ist aktiv, sondern zunächst ausschließlich das produzierende oder rezipierende Individuum. So gesehen bestünde das Kunst- bzw. das Literaritäts-Merkmal gerade nicht in einer gegenüber dem normalen Sprachgebrauch gesteigerten (Selbst-)Aktivität des Textes, sondern eher im Gegenteil: in reduzierter »Eigenleistung des Textes«, aber forcierter Tätigkeit der Beteiligten; je spürbarer die vielfältige Rezipienten-Aktivität, desto stärker die Literaritäts-Vermutung.

Endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung schließt gerade auch *Emotion* ein: Die hohen emotionalen Anteile an der literaturwissenschaftlichen »Gegenstands«-Konstruktion literarischer Texte können nun genauer erfaßt werden und brauchen nicht mehr als eher störende Begleiterscheinungen behandelt zu werden. Im Zusammenhang mit einem Tieffliegerangriff heißt es in den »Eisheiligen« von Helga M. Novak: »Aus meiner Klasse hat es eine Menge Kinder auf dem Heimweg erwischt, aus der

Luft erschossen.« (1979, 102) Wir können nicht prüfen, ob das »fiktiv« ist oder nicht; aber wir halten es für keine Fiktion, nicht zuletzt aufgrund einer emotionalen Blockade: nicht allein der Gedanke ist unerträglich, sondern gerade auch das Gefühl, daß eine Autorin so etwas erfinden könnte, nur um sich bzw. ihren Text wichtig zu machen; innerlich wappnen wir uns vorsorglich: »So etwas erfindet man nicht!«, und daher erscheint uns das Wort »erwischt« auch nicht mehr als »zynisch«. Die literaturkritische Rezeption von Manfred Biellers Buch »Still wie die Nacht« (1989), in dem geschildert wird, wie ein kleines Kind die sexuellen Eskapaden seiner Mutter miterlebt, die Rezeption dieses Buches wollte entweder den vermeintlichen Autobiographen der totalen Fiktion überführen oder wollte Bieler feiern als Entdecker bislang tabuierter Wahrheit – je nach Gefühlsreaktion, die der einzelne Kritiker hervorbringen konnte oder verletzt zurückweisen mußte. »Ich glaube Bieler kein Wort von dem, was er in diesem Buch erzählt.« (Gerhard Schulz in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 10. Oktober 1989) »Es stimmt alles, das erfindet einer nicht (...)« (Tilmann Moser in »Die Zeit« vom 29. September 1989).

Konstruktivistisch orientierte Überlegungen zur Wissenschaft betonen nachdrücklich, daß Wissenschaftler, daß wissenschaftlich verfahrenende »Standard-Beobachter« in allen Disziplinen (also keineswegs nur in den sog. »Geisteswissenschaften«) in ihrer Forschungspraxis von den eigenen emotionalen Lebensentwürfen bestimmt werden. (Vgl. etwa Grössing 1987, Klüver 1990, Maturana 1991) So hätte auch jede »Gegenstands«-Konstruktion in der Literaturwissenschaft zwangsläufig einen emotionalen Anteil, der nicht als pure Akzidenz vernachlässigt werden kann; die emotionalen Text-Erzeugungsleistungen der Autoren, Leser und Literaturwissenschaftler heben sich ja nicht schon dadurch auf, daß sie (möglicherweise) einander ähnlich sind; die literaturwissenschaftliche Ausblendung emotionaler Faktoren beruht offenbar auf dem Mißverständnis, Emotionen ließen sich wiederum nur emotional explizieren. Kurz gesagt: Wir haben (von gewissen, vor allem psychoanalytischen Ausnahmen und traditionellen Emphasen – »begreifen, was uns ergreift« – abgesehen) keine Emotionstheorie der Literaturwissenschaft (wenigstens für die Soziologie fordert Elias 1990 eine Emotionstheorie). Mindestens ansatzweise ließen sich zum Beispiel auch übliche Kafka-Bilder verschieben, wenn

man sich als Leser und Interpret der Neigung widersetzen würde, als emotional Verbündeter eines geschätzten Autors auftreten zu wollen. Was etwa Canettis Versuch über Kafka (1969) so interessant macht, ist der Unterschied zu der in der Literaturwissenschaft oft üblichen Vorab- und Rundum-Verteidigung von Klassikern. (Zu Carl Einsteins aggressivem Goethe-Nekrolog vgl. die S. 75 f.)

1.3 Text, Autor, Leser (die anderen)

»Text« wird hier mit einem »optischen Instrument« verglichen (vgl. Motto oben S. 13): Er zeigt nichts von sich aus, ermöglicht gleichwohl neuere, genauere Beobachtung. *Texte haben keine (in ihnen selbst liegende) Bedeutung*, sondern Texten werden von Beobachtern erst Bedeutungen zugeschrieben. Textverstehen erfolgt strenggenommen nicht im Sinne einer Übertragung fertiger Information durch Sprache, sondern der Text erscheint als Impuls, als Orientierungsanlaß. Ein Impuls kann zwar eine Reaktion möglicherweise veranlassen, aber der Impuls allein determiniert nicht die spezifische Art und Weise der Reaktion. Sprache führt nicht zur Übertragung fertiger Information(-spakete); Information wird erst bei Lesern und Hörern »erzeugt«. Es kommt dabei also auf solche Prozesse an, die den literarischen Texten überhaupt erst jene Bedeutung geben, die herkömmlicherweise als eine vom jeweiligen Leser weitgehend unabhängige Bedeutung des »Textes selbst« verstanden wird.

Nicht ohne einen wehmütigen Nachklang haben wir Adornos Verdikt noch in den Ohren, auf denen wir jetzt unfolgsam sitzen: »Indem vom heute typischen Verhalten das Kunstwerk zum bloßen Faktum gemacht wird, wird auch das mimetische, allem dinghaften Wesen unvereinbare Moment als Ware verschachert. Der Konsument darf nach Belieben seine Regungen, mimetische Restbestände, auf das projizieren, was ihm vorgesetzt wird.« »Als tabula rasa subjektiver Projektionen jedoch wird das Kunstwerk entqualifiziert. Die Pole seiner Entkunstung sind, daß es sowohl zum Ding unter Dingen wird wie zum Vehikel der Psychologie des Betrachters. Was die verdinglichten Kunstwerke nicht mehr sagen, ersetzt der Betrachter durch das standardisierte Echo seiner selbst, das er aus ihnen vernimmt.« (1970, 33; zur Zusammenstel-

lung dieser zwei Zitate vgl. Kaiser 1978, 441) Sicher ist es möglich, solche Auffassungen nach wie vor zu verehren, und natürlich kann man zu ihnen stehen, nicht zuletzt als einem Teil der eigenen Biographie, aber von einem konstruktivistischen Standpunkt aus gesehen haben wir keinerlei Möglichkeiten mehr, den Voraussetzungen solcher Schlußfolgerungen zu glauben.

Bekanntlich gehen mittlerweile viele literaturwissenschaftliche Arbeiten davon aus, daß das, was als Text und Textbedeutung gilt, ganz erheblich vom jeweiligen Leser abhängt; die Konjunktur der »Rezeptionsästhetik« hält an. Anhaltend ist allerdings auch die abstrakte und weitgehend folgenlose Vorstellung von »dem Leser«, die dann als konkreter oder repräsentativer Bezugspunkt dafür dient, was vermeintlich der »Text« im »Leser« bewirke. Der Leser gilt als dem Text »implizit« (nicht umgekehrt). Der überall verbreitete Sprachgebrauch von »dem Leser« läßt sich allenfalls als Notlage im Einzelfall nicht konkretisierbarer Differenzierung rechtfertigen. Trotz zweier Jahrzehnte »Rezeptionsästhetik« wird beinahe noch in jedem Fall vorausgesetzt, Wirkungen von Literatur seien ausreichend über die Analyse von Texten und Textsorten zu bestimmen. Man mag Eco (1987 a, 31) darin folgen, wenn er der Rezeptionsästhetik (und implizit seinen eigenen Arbeiten) die Qualität eines Paradigmenwechsels zugesteht, aber es zeigt sich auch, wie schleppend dieser Wechsel vonstatten geht bzw. welche anderen Ansätze gleichermaßen mit dem Anspruch auf einen Paradigmenwechsel verbunden werden könnten. Ähnlichkeiten des Leserverhaltens bilden den Kern der Rezeptionsästhetik, die gravierenden Unterschiede sind damit aber an die Peripherie gedrängt.

Text-Verstehen ist keine Leistung, deren meßbare Qualität von einer Übereinstimmung oder Annäherung an einen vorgegebenen Text-Sinn abhängt, sondern die Qualität des Textverstehens hängt ab von den Möglichkeiten des jeweiligen Rezipienten, eine kognitive und emotionale Eigendynamik in Gang zu bringen, die von ihm selbst als ausreichendes Verständnis akzeptiert wird und die dann schließlich im Fall der »Interpretation« bei anderen Lesern jeweils ein Verhalten anstößt, das diese anderen Leser als »angemessen« und aufschlußreich akzeptieren. Auch deswegen können Leser den »stummen« Text nicht all das sagen lassen, was immer ihnen beliebt. Ein vorgegebener »Text« ist als Anlaß notwendig, um die entsprechende Dynamik (»die endlos autobiographische

Tätigkeit der Wahrnehmung«) in Gang zu bringen, aber der Anlaß erklärt nur zum wenigsten den Gesamtverlauf der Textwahrnehmung. »wörter sind reizgestalten einer wirklichkeit, die wir oft nur mit ihrer hilfe zu erreichen vermögen (...)« (Franz Mon 1959, 31) – aber die Wörter ermöglichen indessen nur den »Start«, nicht das »Erreichen«; sie sind notwendig, aber nicht hinreichend.

»Text« und »Autor« sind nützliche Illusionierungen (in Produktions- und Rezeptions-Routinen) und entsprechend weniger sind es noch Erklärungs-Kategorien. *Der »Autor« erscheint nunmehr als »Intention« des Lesers*; der Text ist stumm, er spricht nicht zum Leser, er spricht auch nicht für sich selbst, und Leser gelangen nicht in den Kopf des Autors, wohl aber gelangen sie zu ihrem jeweils eigenen Verständnis, »Text« oder »Autor« betreffend. Erst *nach* der Berücksichtigung von sozialen Relationen, von Konventionen, Routinen und (wissenschaftlichen) Diskurs-Regeln lassen sich dann Aussagen über »Text« und »Autor« machen. Wenn aber, was ja viele literaturtheoretische Konzepte der letzten Jahre betonen, Text und Autor nicht erreichbar sind, wenn alles für weitestgehende Entsubstantialisierung spricht, dann erscheinen zumindest in der hier vorgelegten Perspektive auch einige post-strukturalistische Konzepte zögerlich oder gar rückfällig: Das Mißtrauen, der Versuch der »Dekonstruktion« muß sich ja einer stabilen Anwesenheit mindestens dessen sicher sein, was nun mißtrauisch gegen den Strich gelesen und neuerlich zum Text gemacht werden soll: der Ausgangs-Text. »Dekonstruktion« wird verstanden als »das sorgfältige Entwirren einander bekämpfender Bedeutungskräfte im (sic!) Text«. (Barbara Johnson 1980; Culler 1988, 237 nennt diese Kurzdefinition eine »glückliche Formulierung«.) Der Text präfiguriert dabei sein eigenes Mißverstehen; Texte hätten die Fähigkeit, »(...) jedes System oder jede Position, die sich in ihnen scheinbar manifestieren, (zu) widerlegen oder (zu) subvertieren.« (Culler 1988, 245) Daß sich diesbezüglich weitergreifen läßt, soll im vorliegenden Buch gezeigt werden. »*Texte« werden hier beschrieben als Vorformulierungen dessen, was sie restlos zu sagen scheinen.* Diese Wendung vom »Text« als einer »Vorformulierung dessen, was er restlos zu sagen scheint«, ist zweifellos kein Definitions-Triumph im Sinne kritischer Rationalität; indes- sen leisten sich konstruktivistische Theorien Selbstreferenz und Paradoxie. Das Konzept von der »endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung« dient im weiteren Verlauf der Überle-

gungen auch als *Beitrag zu einer allgemeinen Essay-Theorie*, spezifiziert am Beispiel der *Interpretation* literarischer Texte. (Vgl. Kap. 4)

Es läßt sich kein einheitlicher Begriff von Literatur und selbstverständlich kein einheitlicher »Bildungs-Auftrag« mehr ableiten: Verschiedene Interessenten erleben verschiedene oder ähnliche Irritationen mit zum Teil völlig unterschiedlicher Literatur; der Literaturexperte repräsentiert allenfalls Teile des »literarischen Lebens«, und eine Generalisierung wäre ebenso autoritär wie aussichtslos. Keine Leserin, kein Leser tut – abgesehen von banalen Ähnlichkeiten – auch nur annähernd das, was wir in unserer eigenen (Experten-)Perspektive meinen, das sie oder er tun würde. Es geht hierbei um grundlegende, aber in der Literatur- und Medienwissenschaft höchst selten forcierte Zweifel an der eigenen Kompetenz hinsichtlich der Laien-Rezeption. Rezeption ist bis auf weiteres die Rezeption des *anderen* bzw. der *anderen*. Diese Voraussetzung mag arrogant sein, doch wäre es leutselig (und damit erst recht arrogant), sie zu unterlassen. – Tzvetan Todorovs Modell des »Anderen« (in dem Buch »Die Eroberung Amerikas«, dtsh. 1985) beschrieb eben auch noch eine (wissenschafts-) alltägliche Verstehens-Kluft: »Das Problem des Anderen« (so Todorovs Untertitel) bleibt auf eine geradezu abenteuerliche Weise ungelöst. *Das Problem des anderen* Lesers, der *anderen* Leserin läßt sich kaum damit lösen, daß man »rezeptionsästhetisch« einen Super-Leser oder einen »hybriden Leser« in einem einheitlichen Literatur-System schafft, der das theoretische Verständnis von Literaturwissenschaftlern ebenso zu integrieren und zu verkräften vermag wie alle Formen sog. Laien-Rezeption.

Die Mechanismen der Begeisterung über einen Text bzw. die Mechanismen der Ablehnung lassen sich nur zum kleinsten Teil an »Autor« und »Text« delegieren. Hauptsächlich entscheidend sind die eigenen Konstruktionsleistungen. Gewaltdarstellungen im Fernsehen zum Beispiel wirken in jeder nur denkbaren Richtung: Der gleiche Film kann abstoßend, anregend oder relativ neutral wirken – je nach Persönlichkeit des jeweiligen Zuschauers; warum sollten die Rezeptionsvorgänge bei der Lektüre grundsätzlich anders sein? In empirischen Untersuchungen zeigt sich, daß eine Produktanalyse, wie gründlich sie auch immer sein mag, so gut wie keine Vorhersage über das Rezeptionsverhalten der »Anderen« zuläßt. Beinahe alles ist anders, als man erhofft oder befürchtet hat.

1.4 Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit

Literaturwissenschaft kann immer weniger als »reine« Textwissenschaft verstanden werden; ihre Öffnung hin zu einer Kultur- und Medienwissenschaft erscheint konsequent (und daher wird in diesem Buch des öfteren auch von anderen Medien die Rede sein). Obwohl die überzeugenden Plädoyers für entsprechende Öffnungen bzw. Einordnungen der Literaturwissenschaft in Richtung auf eine allgemeine Kultur- und Medienwissenschaft zum Teil mehr als fünfzehn Jahre zurückliegen (vgl. etwa Kreuzer 1975, Kreuzer 1977; jetzt auch Vietta 1982, Fischer et al. 1987, Grenzmann et al. 1987), sind solche Vorschläge bekanntlich immer noch umstritten. Doch Literatur, Essay und Literaturwissenschaft stehen nicht mehr außerhalb des Marktes, wo die »Lügen« verkauft werden. Zwar würde eine Gesellschaft, die keine (Literatur-)Lesegesellschaft mehr ist, erheblich anders aussehen, aber andererseits kann kultureller Wandel auch ohne Literatur, wenn auch nicht ohne sprachliche Reflexion, ohne Beschreibungswandel, ohne wirklichkeitsverändernden Sprachwandel stattfinden. Literatur kann als *ein* Anstoß im kulturellen Konkurrenzkampf um solche Beschreibungen gesehen werden. Aber alle Bemühungen, Literatur dabei immer noch außer Konkurrenz laufen zu lassen, scheinen wenig ergiebig. Das Risiko von »Alleinvertretungs-Ansprüchen« und falschen Vergleichen besteht darin (wie sich ja auch zeigt), daß man uns schließlich auch das nicht mehr glaubt, was wir über die Literatur selbst sagen. Das beweist selbstverständlich nicht, daß Warnungen vor bestimmten Erscheinungen der sog. »Medienkultur« generell unberechtigt sind und daß den »Beschwichtigungen« eher zu glauben wäre, aber die zweifellos notwendige Propagierung der Literatur braucht zum Teil erheblich veränderte Argumente. Handlungen mit Literatur mögen unverwechselbar sein, gänzlich unersetzlich sind sie nicht, solange es irgendwo neuartige, unkonventionelle, kritische, reflexive Sprachhandlungen (»Interpretationen«) im Sinne von veränderten Wirklichkeits-Beschreibungen gibt. Wir müssen ohnehin daran zweifeln, daß es sie überhaupt noch gibt, die Avantgarde, aber sicher kann man sein, daß eine Suche nach ihr nicht auf Kunst und Literatur zu beschränken wäre.

Auch neuere und differenziertere Auffassungen über das »Er-

kenntnisinteresse von Dichtung« hoffen noch auf kategoriale Unterschiede, etwa in der Folge von Adornos »extremer Wahrheitsästhetik« (Seel 1991, 36); zu nennen sind etwa C. Menkes wichtige Rekonstruktionen der »Ästhetischen Theorie« (1991 a und b) oder vorher Peter Bürgers anhaltende Bemühungen, den Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit ebenso zu retten wie den dafür notwendigen stabilen Werkbegriff. (Vgl. etwa Bürger 1983; zur Kritik vgl. Bubner 1986, 100 ff.) Und andernorts schallt als Emphase der siebziger Jahre genau das heraus, was zuvor hineingerufen wurde: »Die von okzidentaler Herrschaftslogik vergessenen und verdrängten Formen der Weltauslegung zu retten, ist das Erkenntnisinteresse von Dichtung. Ihm gegenüber verhalten sich an szientistischen Idealen orientierte literaturwissenschaftliche Methoden denunziatorisch. In einer Epoche, da Wissenschaft und Technik selbst zur Basisideologie werden, betreibt eine szientistische Literaturwissenschaft Identifikation mit dem Aggressor von Dichtung, statt diese als Medium der Wiederkehr des vom Rationalitätszwang Verdrängten rettend zu kritisieren.« (Hörisch und Pott 1983, 178). Damit verbunden ist die wissenschaftstheoretisch wohl uneinlösbare Forderung: »(. . .) die Wissenschaft der Literatur verhält sich zu ihrem Gegenstand solidarisch (. . .)« (ebenda 176). Weit verbreitet gab und gibt es also die Annahme, Literatur sei stets etwas Widerständiges, rätselhaft Verzaubertes, schlechterdings Inkommensurables und zu Verehrendes, unter offenkundiger Vernachlässigung aller Panegyrik, aller haß- und kriegstreibenden Literatur – und aller platten, maßstab-getreuen Literatur, die auch in den »höheren« Feuilletons dem »breiten« Publikumsinteresse »tatsächlich« entsprechen mag. Jede Bestimmung von Kunst und Literatur ist nicht Bestimmung einer schon als »widerständig« und »rätselhaft« vorgegebenen Sache, sondern ein zwar nicht grundloses, aber auch nicht notwendiges Herausschallen dessen, was zuvor in eben dieser Weise hineingerufen wurde. Freilich ziehe auch ich es vor – und treffe damit eine Wahl aus einem breiteren Angebot –, Kunst und Literatur, sofern irgend möglich, auch als Skandal, als Provokation hineinzurufen, aber dazu eignen sich allenfalls zehn Bücher pro Jahr, der Rest ist rettungslos angepaßt und vor-domestiziert durch die Produzenten und die Erwartungen der meisten Rezipienten. Folgt man den hier unterbreiteten Vorschlägen, dann gibt es auch keinerlei Plausibilität – außer in der Anekdote oder in der gele-

gentlichen essayistischen Übertreibung –, das »Primäre«, das »Unmittelbare«, das »Inkommensurable« der Kunst bzw. der Literatur gegen das »Sekundäre«, »Parasitäre« der akademischen, journalistischen oder essayistischen Interpretation auszuspielen, wie dies in zahllosen paradoxen und prominenten Unternehmungen geschieht; »paradox« natürlich deshalb, weil dabei stets eine Sekundärschrift alle anderen Sekundärschriften denunzierend das »Primäre« fundamentalistisch heiligt, dabei also suggeriert, es gäbe neben dem akademischen, dem journalistischen oder essayistischen Redebereich noch einen weiteren Bereich, der sich unmittelbar zu seinem Gegenstand verhalten könnte (zuletzt Steiner 1990 und weitgehend auch noch das dortige Nachwort von Botho Strauß).

Im vorliegenden Buch soll gezeigt werden, daß die »inneren« Vorstellungen, die man sich im Umgang mit Kunst und Literatur macht, nur graduell von jenen Vorstellungen verschieden sind, mit Hilfe derer alle anderen Welt-Phänomene wahrgenommen werden. Kunst bzw. Literatur und Alltagswirklichkeit sind zweifellos differente soziale Handlungsbereiche, aber die systeminternen psychischen Wahrnehmungs-Prozesse, aufgrund derer diese Unterschiede hervorgebracht werden, sind in der Ausgangssituation zunächst durchaus vergleichbar. In diesem Sinne kann dann von einer grundsätzlichen »Halluzinatorik« der Wahrnehmung gesprochen werden. Bewußt forcierte »Halluzinatorik« meint das Bemühen um veränderte Wirklichkeits-Konstruktion; der Mechanismus, der sie hervorbringt, betrifft »die endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung«; und die Möglichkeiten, eine solche Tätigkeit in Einzelaspekten zu modellieren, liefert das sog. »Innere Sprechen«.

Die im psychischen System als vorherrschend erlebte Wirklichkeit herrscht vor allem durch soziale »Bestätigungen« vor, aber sie ist nicht grundlegend »wirklicher« als die (Neu-)Konstruktion, als die Antizipation einer noch nicht herrschenden Wirklichkeit. Kultureller und gesellschaftlicher Wandel kann überhaupt nur aufgrund dieser prinzipiellen Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination angestoßen werden. Kunst und Literatur machen aufmerksam auf die Konstruiertheit der vorherrschenden Wirklichkeit. *Kunst und Literatur spielen (bestenfalls) auf herausgehobener Bühne das Spiel, das überall stattfindet*: die stets auch »kreative« Konstruktion von Wirklichkeit.

Die Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit bedeutet jedoch keine postmoderne Totalplanung der Grenzen von Kunst und Wirklichkeit. Aus der hier vorgeschlagenen Auflösung gewisser Differenzen zugunsten neuer Unterscheidungen läßt sich nicht folgern, daß in den diesbezüglichen Terrains überhaupt keine Unterscheidungen mehr vorgenommen werden könnten. Das wäre so, als wollte man jemandem, der unter einigen Mühen einen schweren Grenzstein aufhebt, unterstellen, er hätte nicht vor, ihn jemals wieder irgendwo abzusetzen. Es scheint nach wie vor möglich, einen Gartenzweig von einer Giacometti-Plastik, ein Hühnerlei von einer Arp-Skulptur und ein Sperrmüll-Lager vom Merzbau Kurt Schwitters' zu unterscheiden. Trotz der als zentral zu verstehenden Hinweise auf eine grundsätzliche »Halluzinatorik« werden Argumentation und Schlußfolgerung hier auch anders lauten als etwa bei Baudrillard (1982, 1985) oder etwa auch bei Virilio (1980, 1986, 1989). Gleichwohl läßt sich nicht übersehen, daß die Gegenwartskultur bekanntlich in hohem Maße dadurch charakterisiert ist, daß die Mechanismen kultureller Inszenierung vermehrt außerhalb der alten Domänen zu beobachten sind, und es behält ja durchaus kritische Qualität, wenn Politik als »Real-Satire« beschreibbar wird, wenn Entführungen in der Tat als »Geisel-Drama« ablaufen, wenn Affären um Ministerpräsidenten zwar Tragödien nicht erreichen, aber doch mehr Niveau haben als Boulevardtheater, wenn der Zerfall von politischen Systemen in einem Zeitraum stattfindet, der den eines Fünf-Akters unterschreitet. Die Entschärfung des Gegensatzes von Kunst und Wirklichkeit bedeutet also aufs Ganze gesehen *gerade kein defensives Konzept*: Weil Realismus-Konzepte fallengelassen werden, erweitert sich die Perspektive für kulturelle Phänomene und individuelle Möglichkeiten – und für deren Kritik: Wenn »Realität« nicht mehr als Ausgangs- und Endbereich der Frage nach dem gesellschaftlichen Wandel genommen werden kann, wenn es statt dessen um »viablen« (lebbares) Wissen in verschiedenen, aber gleichermaßen möglichen Wirklichkeits-Konstruktionen geht, dann lassen sich die jeweiligen Hervorbringungen von Welt nunmehr auch als »kulturelle« Phänomene beschreiben. Hier wird also nicht vorausgesetzt, gesellschaftlicher Wandel ergebe sich notwendigerweise durch die »objektiven« Erfordernisse einer angemesseneren, zeitgemäßen Bearbeitung einer veränderten Realität. Ausgehend von konstruktivistischen Überlegungen

eröffnet sich also oder erweitert sich zumindest die *wichtige Kritik-Gelegenheit*, Staat, Wirtschaft, Industrie und Technologie-Gläubigkeit und Technologie-Praxis ihrerseits als *kulturelle Phänomene* zu verstehen.

»Kultur« wird hier verstanden als Summe von Wissenszusammenhängen, von Kognitions- und Emotions-Strategien, von Kommunikationsweisen, Verhaltens- und Interaktionsmustern, von mehr oder weniger individuell-sozialisierten »Lebensentwürfen«. Das ist sicher nicht jener »erweiterte Kulturbegriff«, den zum Beispiel Hans Magnus Enzensberger befürchtet, ein Begriff, »(...) unter den sich Museen und Möbelmessen, Opernhäuser und Flohmärkte, Punk-Festivals und Symposien, Peepshows und Fußballmeisterschaften, Computerspiele und Tourismusbörsen, Kochkurse und Symphonieorchester ohne weiteres subsumieren lassen.« (1988 b) Abgesehen davon, daß eine partielle Erweiterung nicht diese totale Erweiterung erreichen muß, die Enzensberger allen Versuchen unterstellt, die sich von seinem an kanonisierten Kultur-Gütern orientierten Kulturbegriff lösen wollten, abgesehen davon also sind enge und unritterbar verehrungsvolle Kulturauffassungen vorwiegend kleinbürgerliche Privilegien. (Vgl. Bourdieu 1989, 17f.) Wenn man davon ausgeht, daß die Gesellschaft der Gegenwart durch immer weitere Ausdifferenzierung von Teilsystemen oder Teilfeldern entstanden ist, dann werden auch die ehemals großen Unterschiede nun zu eher »feinen Unterschieden«. Wer am »Erhabenen« zweifelt, verkauft sich damit ja noch nicht an die Flachheiten einer Banalkultur. Ein Gegner des »Erhabenen« hätte immerhin die Möglichkeiten zur Ausweitung der Fläche.

Gesellschaftlicher Wandel vollzieht sich stets als kultureller Wandel. Daß sich gesellschaftlicher Wandel »auch« als kultureller Wandel vollzieht, wird vermutlich niemand bestreiten wollen; demgegenüber soll hier nun gezeigt werden, daß kultureller Wandel nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern geradezu die wesentliche Vor-Bedingung eines gesellschaftlichen Wandels darstellt. Selbstverständlich sollen politischer und ästhetischer Diskurs nicht in jeder Hinsicht gleichgesetzt werden; gleichwohl ist die – nicht nur aus dem Faschismus bekannte und dort maßlos betriebene – Ästhetisierung von Politik ebenso ein Kennzeichen der Moderne wie jede neuerliche, aber wiederum aussichtslose Politisierung der Ästhetik. Wenig spricht für »zwei Kulturen«:

Naturwissenschaft und Technologie sind genauso kulturelle Phänomene wie Geisteswissenschaft und Kunst bzw. Kultur im engeren Sinne. Konstruktivistische Konzepte helfen, den alten Gegensatz von »Natur« und »Geist« zu überwinden; ein genereller Monismus wird freilich nicht angestrebt. Die zweifellos auffälligen Unterschiede zwischen den beiden sozialen und kulturellen Handlungsweisen beschreiben Unterschiede auf gleichsam nachgeordneten »Ebenen«, sind aber kein Beweis für eine Kultur-Unabhängigkeit der einen oder der anderen Handlungsweise; der soziale Handlungsbereich ist verschieden, nicht aber die grundlegende Kultur-Charakteristik.

Was sind die Bedingungen kulturellen und gesellschaftlichen Wandels (soweit sich dies schon vorab spezifizieren läßt)? Will man den merkwürdig starren, soziale Dynamik eher verkennenden, »standphotohaften Charakter des utopischen Denkens« (vgl. Gustafsson 1970, 89) vermeiden, dann läßt sich in der Tat immer nur die Anfangssituation des Wandels beschreiben: Eine dynamische, offenforcierte Halluzinatorik beschreibt Impulse, zeichnet allenfalls Anfangsbilder oder allgemeine Gefühlshaltungen (wie z. B. »Mitleid« oder »Würde«), aber sie antizipiert gerade nicht schon die jeweilige Gesamt-Situation in autoritärer Weise. Produktion und Rezeption von Literatur erscheinen herkömmlicherweise leicht als Lernziel-Annäherung an vorab definierte Situationen; von Wahl oder Auswahl kann kaum noch die Rede sein; die Studierenden der Literaturwissenschaft sind frustriert, weil sie nie jene Erfahrungen machen, die ihnen in der Sekundärliteratur versprochen werden.

Wandel kann nur dort imaginiert und bei anderen angeregt werden, wo die (Selbst-)Verpflichtungen konventioneller oder konservativer Verhaltensweisen mindestens ansatzweise durchbrochen werden können: in verstärkt erlebter Individualität. *Anstöße* zum Wandel, *Impulse* zu veränderter Welt-Interpretation und Welt-Konstruktion können zwar aus allen Generationen und Traditionen, aber zunächst immer nur von einzelnen Individuen kommen. Kreative Konstruktion ist (zunächst jedenfalls) unkommunikativ: Die dabei initiierte Perspektive kann per se keine Perspektive sein, die schon zu Anfang von anderen geteilt wird. Erfindungsreiche Gefühle spielen dabei keine geringere Rolle als Verstand und Vernunft; die Begründungen dafür lassen sich bis in die biologischen Bedingungen menschlichen Erkennens, bis in die

Netzwerke neuronaler Aktivität zurückverfolgen. Eine in der Ausgangssituation gleichsam »halluzinatorische« Ablösung von der vorherrschenden Wirklichkeit ergibt sich nur aus einem individuellen Fühlen, Denken und Handeln, deutlich abrückend von konventionellen und konsensuellen Handlungsmustern.

Es gibt abgesehen von »konstruktivistischen« Überlegungen kaum eine kultur- bzw. literaturwissenschaftliche Tradition oder einen gegenwärtigen »Diskurs«, an den (abgesehen von einigen Ähnlichkeiten) das vorliegende Projekt anknüpfen könnte. Eine gewisse Ausnahme stellen die Thesen des englischen Kulturtheoretikers Raymond Williams dar. Bereits Anfang der sechziger Jahre schrieb Raymond Williams: »Der Gegensatz zwischen Kunst und Wirklichkeit kann endlich als falscher erkannt werden.« (1977, 25; engl. Original 1961) Seinerseits ausgehend von Überlegungen des Biologen J.Z. Young (1951) nimmt Williams »konstruktivistische« Thesen vorweg (auch wenn aufs Ganze gesehen die Unterschiede dann doch größer sind als die Ähnlichkeiten): »Die Kunst erlangt schließlich gerade dadurch ihren Wert, daß es das Faktum der Kreativität in unserem gesamten Leben gibt. Alles was wir sehen und tun, die gesamte Struktur unserer Beziehungen und Institutionen hängt letztlich von unserm Bemühen um Lernen, Beschreiben und Mitteilen ab. Wir schaffen unsere menschliche Welt so, wie wir vermeinten, daß Kunst geschaffen würde. Die Kunst ist eines der großen Mittel eben dieses Schaffens. Daher sind auch die Trennung zwischen Kunst und übrigen Leben einerseits und die Abfertigung der Kunst als einer unpraktischen und zweitrangigen Angelegenheit (einer »Freizeitbeschäftigung«) andererseits nur zwei Formulierungen des gleichen Irrtums. Wenn alle Realität über das Ringen um eine erfolgreiche Beschreibung erfahren wird, dann kann die »Realität« nicht isoliert und in einen Gegensatz zur Kunst gestellt werden, weder um der Kunst dadurch besonderes Ansehen zu verleihen, noch um das Gegenteil zu erreichen.« (1977, 42) Für Williams steht außer Frage, »(. . .) daß die *Realität*, so wie wir sie erfahren, in dem genannten Sinne eine menschliche Schöpfung darstellt, daß unsere gesamte Erfahrung eine menschliche Version der Welt ist, in der wir leben.« (1977, 23) Noch ehe seine Thesen explizit angegriffen wurden, glaubte Williams allerdings, sie bereits aggressiv verteidigen zu müssen: »Die Auffassung, daß Kunst und Kultur etwas Gewöhnliches seien, stößt auf hysterischen Widerspruch, obwohl

jeder neuerliche Anspruch auf das Außerordentliche der Kunst die Feindseligkeit gegenüber der Kunst, gegen die Klage geführt wird, nur verstärkt. Häufig wird angenommen, die Lösung läge darin, die Kunst auf das Niveau der übrigen gesellschaftlichen Tätigkeit herabzuwürdigen. Demgegenüber ist zu betonen, daß es im Grunde keine ›gewöhnlichen‹ Tätigkeiten gibt, jedenfalls wenn darunter das Fehlen schöpferischer Interpretationen und Bemühungen verstanden wird.« (Williams 1977, 42)

1.5 Interpretation und Sonder-Beobachtung

Die Parallelität von Wahrnehmung, Erkenntnis, Wissen und Interpretation hat vor allem dies zur Folge: Die genauere Untersuchung der »Gegenstände« von Welt und Literatur wird primär *die Eigenschaften von Beobachtern*, nicht die der »Gegenstände« zum Vorschein bringen. Wir konstruieren nicht nur unsere Beobachtungen an der »Welt« und an der Literatur, sondern wir konstruieren gerade auch noch jene »Welt« und jene Literatur, auf die sich unsere Beobachtungen (dann) beziehen. Groebens polemische und von ihm selbst mit »Teils, teils!« beantwortete Frage, ob Kolumbus die Indianer entdeckt oder erfunden habe (1989, 271), markiert zwar eine sinnvolle, oft vernachlässigte Unterscheidung zwischen verschiedenen Graden der Beobachter-Abhängigkeit, beweist aber nicht, daß etwa die visuelle »Entdeckung« der Indianer ohne die Eigenschaften eines visuellen Unterscheidungen »erfindenden« Beobachters auszuführen und zu erklären wäre. Aussagen über »Welt« und über Literatur ergeben sich damit aus einer Beschreibung des Beobachters, aus dem Versuch, beizutragen zu einer *Theorie über den Beobachter*. Besonders hervorgehoben werden soll dabei *die Rolle (nicht die Persönlichkeit)* des Essayisten und Interpreten als eines *Sonder-Beobachters* (in Relation zu der konventionelleren und häufigeren Rolle eines Standard-Beobachters). Der Sonder-Beobachter handelt im Unterschied zu den Standard-Beobachtern so, als ob er außerhalb der Situation gemeinsamer Wirklichkeits-Konstruktion stünde; der Sonder-Beobachter imaginiert eine kognitive und emotionale Ablösung von den herrschenden Wirklichkeitsmodellen. Das Spektrum der jeweiligen Möglichkeiten zur Sonder-Beobachtung beschreibt den Bereich der »Freiheit«. In der Sonder-Beobachtung

werden neue Beschreibungsbereiche hervorgebracht, und sie können nur hervorgebracht werden als neue Bereiche, wenn sie gerade nicht auf der Linie der vorherrschenden sozialen Kopplungen liegen. In der Anfangsphase der Ablösung können nur Individuen – halluzinatorisch – veränderte Wirklichkeitsmodelle vorwegnehmen. Weil Wirklichkeits-Konstruktionen subjektabhängig bewertet werden, können sie überhaupt als flexible Konstruktion erscheinen.

Das Reden und Schreiben über bzw. anlässlich von Literatur läßt sich erheblich anders verstehen und erheblich anders betreiben, als man gemeinhin annimmt, aber es bleibt unentbehrlich, solange Literatur überhaupt für irgend jemanden eine Rolle spielt; zwar erfreuen uns einmal im Jahr, gleichsam im Sommerloch der Literaturwissenschaft, namhafte und kompetente Interpreten mit einer mehr oder weniger scharfen Hetzjagd auf andere Interpreten; jedenfalls die Generalisierungs-Tendenz dieser Versuche ist ebenso amüsant wie aussichtslos. Trotz gegenteiliger Behauptungen: Literatur kann nicht für sich selbst sprechen; Texte sind stumm; Literatur wird vom Leser zum Reden gebracht, bereits die Wahrnehmung und das Hervorbringen von Bedeutungen ist »Interpretation«, und zu diesem notwendigen Reden mit Literatur und über Literatur gehört »Interpretation« in einem denkbar umfassenden Sinne, was wiederum nicht ausschließt, daß bestimmte Formen der schriftlichen Interpretation (etwa bestimmte »Text-Entschlüsselungen«) polemisch attackiert werden können und sollen.

Noch immer fungiert in weiten Bereichen der Literaturwissenschaft »der Text« – beobachter-unabhängig – als letztbegründende »Autorität« (zum Teil sogar explizit) mit entsprechendem Aversionen gegen alle Fragen nach den Voraussetzungen einer solchen Voraussetzung – so, als sei jedenfalls die »Autorität des Textes« dieses eine Mal eine nicht-hergestellte, sondern in jeder Hinsicht vorgegebene »Autorität«, so, als gäbe es nicht die Spur von individuellen und sozialen Handlungen, die diese Autoritäts-Imagination dann erst als ein unter Umständen durchaus nützlichem Endergebnis erzielen, so, als seien Leser mäßig erfolgreiche Sucher eines allenfalls bruchstückweise zu hebenden Sinn-Schatzes, der ganz ohne jeden Zweifel unabhängig von den Suchern selbst vorhanden ist, keinesfalls aber durch die Emphase der Suche gleichsam gerüchert erst erfunden wird. Wer die »Autorität des

Textes« verfügt, hat zuvor Sinn und Bedeutung des Textes ontologisiert. »Wie kann die Autorität die Interpretation legitimieren, wenn sie ihrerseits von der Interpretation legitimiert wird?« (Eco 1987 a, 20) Eine Art von trivialer Autorität kommt allerdings bei Texten dann ins Spiel, wenn gerade nicht von verborgenen grandiosen Sinn-Schätzen die Rede ist, sondern im Gegenteil von völlig unstrittigen Bedeutungszuschreibungen: »Katze« ist wohl für kaum einen Sprachbenutzer gleich »Hund«; das aber ist die einzige Art von Autorität, die nicht stets in den spezifischen Bedingungen des jeweiligen Redens über die »Autorität von Texten« gesucht werden müßte. Gerade in strittigen Fällen der Interpretation ist es völlig unmöglich, daß die »Autorität des Textes« entscheidet, wird sie doch aufgrund der »Anfrage an den Text« selbst massiv angezweifelt; es sei denn, man hält am Modell einer Art göttlichen Schriftsinns fest, wonach die Schrift sich selbst auslegt, dabei aber aus unerforschlichen Gründen nur einige Bedeutungen herausläßt und mit dem Rest der Selbstoffenbarung kapriziös stets auf sich warten läßt und ohnehin immer nur den jeweils letzten Interpretieren erleuchtet. Was Staiger ausdrücklich vorsieht, daß nämlich der teilweise unabhängig vorgegebene Gegenstand den Interpretieren »ergreift«, nicht umgekehrt (1971, 10), findet sich in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft zumindest in den Spuren einer solchen Hoffnung wieder. So ist beinahe schon paradoxerweise der oft beklagte Autoritätsverlust der Literaturwissenschaft mindestens aus der Sicht neuerer Wissenschaftstheorien auch darauf zurückzuführen, daß die »Autorität des Textes« und die »Legitimationsinstanz Literatur« (Bogdal 1990, 14) nicht ausreichend in Zweifel gezogen wurden. Die Legitimation des literaturwissenschaftlichen Arbeitens soll hier nicht bezogen werden aus »objektiven gesellschaftlichen Bedingungen«, nicht aus subjektunabhängigen »Zeichen« und »Strukturen«, nicht aus dem »Bedarf des Fachs«, nicht aus einem »der Autor will . . .«, nicht aus einem »der Text zeigt . . .«, »der Text verlangt . . .«, also keinesfalls aus »Sachzwängen«, auch nicht aus »Diskurs«-Zwängen, sondern aus Beobachter-Eigenschaften in individuellen und sozialen Kontexten. Obwohl wir es nach außen hin anders praktizieren, so arbeiten wir Literaturwissenschaftler eben doch nicht unter einem »Befehlsnotstand«, für den der Text oder die »Scientific Community« verantwortlich zeichnet. Die förderlichen und die hemmenden Regeln des Fachs kommen zum Vorschein.

Mit der herausragenden Rolle, die das »Bemühen um Lernen, Beschreiben und Mitteilen« bei Williams bekommt, deutet sich *Interpretation* bereits als ein globales Modell der Wirklichkeits-Konstruktion an: »Wir ›sehen‹ auf bestimmte Weise, d. h. wir interpretieren sensorische Informationen aufgrund bestimmter Regeln, *entsprechend einer Lebensweise*. (Hervorhebung von mir. B. S.) Aber diese Regeln und Interpretationen sind alles andere als konstant. Wir lernen vielmehr ständig neue Regeln und Interpretationen und sehen daher buchstäblich auf neue Weise. So läßt sich deshalb im doppelten Sinne von einer ›schöpferischen‹ Tätigkeit sprechen.« (1977, 23)

Eine konstruktivistische »Hermeneutik« (falls »Hermeneutik« hier überhaupt noch das richtige Wort ist) ist keine ontologische Auszeichnung von Verstehensprozessen (auf eine Diskussion der Arbeiten Heideggers wird verzichtet), gleichwohl ist die Dimension »global«: Ausgehend von konstruktivistischen Grundannahmen gibt es *keine Trennung von Welt-Wahrnehmung und Welt-Interpretation. Erkennen, Wahrnehmen und Interpretieren fallen zusammen*. Die Annahme, daß Interpretation bei der Wahrnehmung eine bedeutende Rolle spielt, würde vermutlich niemand bestreiten; der Unterschied zu solchen Überlegungen liegt hier jedoch darin, daß Interpretation nicht erst als ein gleichsam nachfolgender Erklärungs- oder Auslegungs-Vorgang von Wahrnehmungen verstanden wird, sondern als ein Vorgang, der überhaupt erst die Voraussetzungen schafft, daß Wahrnehmung stattfinden kann. Veränderte Interpretation erscheint nunmehr als Voraussetzung jeder »Welt-Veränderung«. »Welt-Veränderungen« ergeben sich aus Regel-Veränderungen, also dadurch, daß sich die Konventionen, die Diskursregeln, die Mechanismen der Konsens-Herstellung ändern, dadurch, daß sich die Überzeugungskraft, die »Mode« der Regeln wandelt.

Die Möglichkeiten, die hier der Interpretation literarischer Texte eröffnet werden, sind größer als die Einschränkungen: Nicht Literaturwissenschaft insgesamt, wohl aber *die Interpretation von literarischen Texten gilt hier (zumindest im Unterschied zu einigen strikten hermeneutischen Wissenschafts-Positionen) als essayistische Tätigkeit* – als Tätigkeit zwischen Sonder-Beobachtung und Standard-Beobachtung, gleichwohl nicht zu verwechseln mit der literarischen Tätigkeit –, aber unterschieden von der wissenschaftlichen Tätigkeit. Es geht im folgenden gerade nicht darum, anzu-

zweifeln, daß Erzähl- und Stilanalyse, daß Textanalyse und Darstellung der Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte gegebenenfalls als »wissenschaftliche« Verfahren gelten können; Interpretation als Form der Sonder-Beobachtung geht aber in jedem Fall darüber hinaus.

Um Mißverständnissen anlässlich des Vorschlags, Interpretation als essayistische Tätigkeit zu verstehen, zuvorzukommen: Ein Plädoyer für den Tanz ist kein Plädoyer für die Abschaffung des normalen Gehens und noch weniger wäre es ein Vorschlag zur Lösung aller Fortbewegungs-Probleme. Wissenschaftler handeln in starker Anlehnung an methodische Standards, zu denen gerade nicht, jedenfalls nicht vorzugsweise Originalität, Eigenwilligkeit oder Individualität gehören. Wo aber sind die nachvollziehbaren, die nachahmbaren und erlernbaren einheitlichen wissenschaftlichen Standard-Verfahren im Fall der Interpretation literarischer Texte? Wie wirksam, wie weitreichend sind Standards im Fall der Interpretation? Wann kann man als Interpret beanspruchen, in der Rolle eines Standard-Beobachters »wissenschaftlich« zu handeln? Wie läßt sich stellvertretend sprechen? Worin besteht die weitgehende Einheitlichkeit im methodischen Vorgehen der Wissenschaftler, die sie trotz aller übrigen Differenzen zu anerkannten Experten (im Unterschied zu »Laien-Interpreten«) macht?

Die Überlegungen, die sich aus einem *konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis* hinsichtlich Literaturwissenschaft ergeben, werden ausführlicher (vor allem in Kapitel 4) erläutert. Die Grenzen für »Wissenschaft« sind hier eher eng gesteckt; dies geschieht nicht zuletzt als Reaktion auf jene Haltung, instabile Kriterien und undeutliche Methoden vorschnell in Kennzeichen gerade geisteswissenschaftlicher Wissenschaftlichkeit umzufunktionieren. – Was geschieht, *bevor* man einen Begriff des »Gegenstands« gewinnt, *bevor* man zu relativ subjekt-unabhängigen Aussagen gelangt? Die vorläufige Antwort lautet: Jemand, der über Literatur redet und schreibt, kann grundsätzlich nichts »über« einen Text sagen, er kann auch nicht das (her-)auslegen, was »in dem Text selbst« liegt, sondern er kann nur, sich selbst beschreibend, einen phänomen-erzeugenden Mechanismus (eine Art »Rezept-«) angeben, aufgrund dessen *andere Hörer und Leser* sich selber die betreffenden Phänomene gleichsam ein zweites Mal in einer parallelen Hervorbringung erzeugen könnten.

Diese Orientierung hin auf »Andere« widerspricht jedem Subjek-

tivismus oder Psychologismus. Im übrigen gilt: In dem Augenblick, wo Texte produziert werden, wo Selbstbeschreibungs-Vorgänge des Autors bzw. des Interpreten in Sprache umgesetzt werden, ist das Resultat nicht mehr privat, wie intim der Autor sich auch äußern mag; *der volle subjektive, der volle private Charakter von Selbstbeschreibungen ist durch den Gebrauch von Sprache und durch Systemgrenzen überhaupt nicht zu vermitteln*; auch in der verschärften Betonung der subjektabhängigen Rezipienten-Perspektive erscheint Sprachgebrauch gleichermaßen auch als »entpersönlichend«. (Berger und Luckmann 1980, 41) Die »Anderen« erschweren und stören die abweichende Beobachtung, die Halluzinatorik, aber sie ermöglichen sie andererseits auch: Sie liefern die Anlässe des Abrückens, sie fordern den Sonderfall heraus und sie bilden schließlich wieder das Ziel des Veränderungsvorschlags.

Wenn man literarische Texte als Sonder-Beobachtung im Ablauf der Alltagserfahrungen hervorbringen und er-leben will und wenn man sich einen Rest von dieser Art der Erfahrung in der schriftlich vorgelegten Interpretation erhalten will, dann ist zumindest in der »Startsituation« auf die besondere Kompetenz, die spezifische Begabung und Intelligenz, die individuelle Kreativität des Interpreten nicht zu verzichten. Die Ausgangslage einer Interpretation bleibt eine Erkenntnisleistung eines *einzelnen* Menschen (unter Umständen sogar eine »selbstherrliche Sinnsetzung«; in Anlehnung an Berger und Luckmann 1980, 140). Eine allgemein gültige Standard-Interpretation würde den »common sense« zitieren oder den Ausgangs-Text paraphrasieren, sagte aber über den Ausgangs-Text gerade nichts Besonderes aus. Die Grauen moderner Strafkolonien, moderner Vernichtungslager wurden von Schriftstellern halluzinatorisch »erahnt«, und zwar gerade durch »Rückzug« aufs eigene Selbst, durch eine praktizierte »Verteidigung der Selbstbeschreibung«; viele Bücher, aus welcher Sparte auch immer, von denen man sagen könnte, sie hätten (ein wenig) die Welt verändert, stammen aus einer Art von »Rückzug«, nicht selten sogar aus der Situation unfreiwilliger Gefangenschaft. Wo findet Hieronymus Bosch die Kombinationen vor, die er malt, wenn die »Außenwelt« allenfalls Bruchstücke dafür bereitstellt? (Vgl. Kamper 1986 a, 113 ff.) Soziale Systeme haben geradezu ihren Sinn darin, »konservativ« zu sein; die soziale oder institutionelle »Verpflichtung« verzögert oder blockiert kritische Sonder-Beobachtung; der Vorwurf der

»Anderen«, »Nestbeschmutzung« zu betreiben, besteht so gehen völlig zu Recht.

Auch essayistische Sonder-Beobachtung wird selbstverständlich nur in dem Maße möglich, in dem es gelingt, diese Sonder-Beobachter-Rollen innerhalb der kulturellen Handlungsrollen einer Gesellschaft zu reklamieren und durchzusetzen. Eine Scheu vor Praxis oder gar eine Aversion gegen sie läßt allerdings in den Geisteswissenschaften immer noch die Illusion entstehen, Beobachtung führe allein schon deshalb zum Wandel, setze sich schon allein deshalb durch, weil sie insgesamt unentbehrlich und im Einzelfall berechtigt ist – so als setzten sich »Wahrheit« und »Vernunft« gleichsam von selbst durch, als seien sie eine Flaschenpost, und der zufällige Finder sei auch immer schon der intendierte Adressat. Interpretationen, verstanden als essayistischer Umgang mit Literatur, haben statt dessen wohl eher die Eigenschaften eines Manipulationsversuchs, zumal der Essayist (zumindest hierzulande) nicht mit dem Sozialprestige rechnen kann, das der Wissenschaftler hat. Meine gelegentlich vorgetragene Empfehlung, Interpretation von Texten, zumindest gewisse Formen davon, auch als essayistische Tätigkeit zu verstehen, wurde denn auch zuweilen genau im Kontext dieses Prestigeverlustes rezipiert. Am Anfang des »modernen« Redens über Literatur (etwa bei Friedrich Schlegel) gab es bekanntlich noch keine Trennung von Essay (»Fragment«) und Wissenschaft, von Literaturkritik und Literaturwissenschaft.

Die Mechanismen der Herstellung essayistischer Tätigkeit lassen sich weitestgehend angeben; der Essay ist (ähnlich wie Wissenschaft) weder »magisch« noch »frei« von bestimmten Regeln. Es ist offenkundig sinnlos, kommunikative Orientierungen gänzlich zu unterlassen; im übrigen würde diese Unterlassung auch nie gelingen, denn allein die Verwendung von Sprache würde dem widersprechen. Es gilt, eine Art prekäre Balance zu schaffen; die beinahe dilemma-artigen Schwierigkeiten bestehen darin, daß sich der Umgang, gerade auch der professionelle Umgang mit Literatur neben der individuellen Basis selbstverständlich auch »sozial« abspielt, es aber gleichwohl keinen bzw. nur einen halluzinatorisch erzeugten »Zugang« zwischen psychischen und sozialen Systemen gibt.

Woher kommen die herausragenden und zugleich »selbstverständlichen« Einfälle, die Einbrüche in die Grundordnungen der

vorherrschenden Wirklichkeits-Konstruktionen? Was sieht der Sonder-Beobachter *in der Phase* dieser speziellen Beobachtung, wenn auch er die »Realität« nicht besser erkennt als andere, zugleich aber doch mehr und anderes sieht als diese? »Halluzinatorik« betrifft besondere Formen der Introspektion, der Selbstbeschreibung, Erfindung innerer und »äußerer« Vorgänge, die sich freilich von allen Formen des Rückzugs nach innen allein dadurch unterscheiden, daß ihre Resultate als Texte produktiv werden und damit ihrerseits zum Anlaß von Kommunikation genommen werden können. Vielleicht ist die halluzinatorische Welt-Beobachtung, diese spezielle Form der Selbstbeobachtung, wie wir sie bei den Schriftstellern beispielhaft finden, schwer erlernbar, aber andererseits kann sie auch *nur erlernt* worden sein (es sei denn, man rechnete sie bereits zu den Erbanlagen). Ob diese Art der Beobachtung, ob dieses essayistische Handeln *lehrbar* ist, käme auf den Versuch an, und eben dieser Versuch soll hier mindestens ansatzweise konzipiert werden.

Interpretationen, »Gerüchte«, Kognitionen und Emotionen können soziale Veränderungen *anstoßen* (als »self-fulfilling-prophecies«), und dieser Fall stellt zugleich die extremste Chance von Außenwelt-Veränderungen dar, die überhaupt mit der Produktion und Rezeption von Literatur verbunden werden kann. Über Texte ist also »anstößig« zu reden; behutsam ein »Gerücht« mit Texten und anläßlich von Texten aufbauen und sich bemühen, es im Zuge seiner Verbreitung zu verwirklichen – dies wäre ein Literaturmodell und ein Rezeptionsmodell, aber auch ein Essaymodell, innerhalb dessen der Umgang mit Literatur neuerlich folgenreich werden könnte.

Sonder-Beobachtung wird hier strukturell, nicht personell begründet: Sonder-Beobachtung ist kein Dauerprivileg einzelner Personen oder Personengruppen. Daß unterschiedliche Personen und Personengruppen unterschiedlich Gebrauch machen von ihren Beobachtungsmöglichkeiten, schafft keine einklagbaren Sonderrechte für einzelne Personen. Sonder-Beobachtung ist nicht legitimiert durch eine bessere Ethik, eine überlegene Moral, durch eine Berufung auf eine höhere Instanz, sie ist nicht legitimiert im Auftrag eines »objektiven Gangs der Weltgeschichte«, sondern Sonder-Beobachtung ist legitimiert schlicht dadurch, daß in einer nicht-primitiven Kultur und einer nicht-diktatorischen Gesellschaft die Beobachter-Rolle und auch die halluzinatorische »Weit-

sicht« und die Autorität dieser Rolle legitimiert sind bzw. es sein sollten; psychische und soziale Systeme können sich gegenseitig gleichsam zum Wandel »auffordern«, aber vollziehen kann Wandel sich nur jeweils systemintern. Gewalt-Herrschaft versucht, die System-Beobachtung auszuschalten bzw. eine genehme »Beobachtung« vorzuschreiben (die gleichsam nur noch »zitiert« werden darf): Unablässig rechtfertigen sich solche Regimes in den von ihnen kontrollierten Medien – und inszenieren damit – weil sie früher oder später bei allen Individuen eine Sonder-Beobachtung geradezu provozieren – nicht selten zugleich auch die Vorbedingungen einer Revolution gegen sich selbst.

1.6 »Konstruktivismus« und andere Ansätze

Meine Anlehnung an den Diskurs des sogenannten »Radikalen Konstruktivismus« wird keinesfalls als eine »Konfession« exerziert; die Bezeichnung »radikal« übernehme ich unwillig, sie ist irreführend, wenn nicht sogar falsch: Gerade der »Konstruktivismus« hat strenggenommen keine Möglichkeit, seine eigene »Radikalität« einzuschätzen; allenfalls kann davon die Rede sein, daß die Modifizierungen vorhandener Ansätze in eine bestimmte Richtung gehen, in der »(...) Erkenntnis nicht mehr eine »objektive«, ontologische Wirklichkeit betrifft, sondern ausschließlich die Ordnung und Organisation von Erfahrungen in der Welt unseres Erlebens.« (von Glasersfeld 1981, 23) Wirklichkeit kann demnach nicht repräsentiert (auch nicht »verzerrt« repräsentiert), sondern nur *konstruiert* werden. Die Prüfgröße von Wahrnehmung ist daher nicht »Wahrheit«, »Objektivität«, »Tatsächlichkeit« o. ä., sondern ihre Qualität als eine der gegenwärtig möglichen, lebensfähigen Konstruktionen: eine bestimmte Unterscheidungsleistung, die für den Beobachter zunächst das hält, was er sich von ihr erwartet. Eine Außenwelt, eine gegenständliche Welt ist existent im Bereich der jeweiligen Unterscheidungen. Es geht um die These, »(...) daß Erkenntnis nur möglich ist, wenn und weil sich Systeme auf der Ebene ihres Unterscheidens und Bezeichnens operativ schließen und auf diese Weise indifferent werden gegen das, was als Umwelt damit ausgeschlossen ist.« (Luhmann 1988 a, 51) Herkömmlicherweise erscheinen »Sein« und »Denken« als getrennte, über Relationen verbundene Größen; in konstruktivistischer

Sicht geht man davon aus, daß die Realität die Erkenntnis selbst ist. (Vgl. Luhmann 1990, 510) Luhmann spricht, bedingt durch sein Interesse an einer nicht-subjektbasierten Erkenntnistheorie, vom »operativen Konstruktivismus«. (1991, 68)

Von ähnlich klingenden bzw. von vor-konstruktivistischen Auffassungen (etwa dem sozialen Konstruktivismus von Berger und Luckmann) unterscheidet sich der »Radikale Konstruktivismus« nicht grundsätzlich in jeder Hinsicht, aber am deutlichsten in der Tendenz, die »ontologische Färbung« zum Beispiel auch noch der Aussagen über »soziale Realität« zu vermeiden (vgl. Knorr-Cetina 1989, 87). Die Frage »Wie wir erkennen?« rangiert vor der Frage nach dem »Was«, nach dem »Gegenstand« des Erkennens. Bereits die Kognitionspsychologie geht nicht mehr davon aus, daß Wahrnehmung zu einem »Perzept« führt, »sondern in einer fortlaufenden zyklischen Erkundungsaktivität besteht (...)« (Ziemke und Stöber 1992, 59). Und die Annahme, daß man unvermeidlich mit internen Weltmodellen wahrnimmt, ist die »Entdeckung« der Kognitiven Psychologie, nicht die des Konstruktivismus; daß diese internen Modelle in einer weitaus labileren oder in gar keiner Relation zur Umwelt stehen, darauf aufmerksam zu machen, ist die Leistung des sogenannten Radikalen Konstruktivismus. (Zur Geschichte des »Konstruktivismus«-Begriffs vgl. etwa Ende 1973; Janich 1992)³

Nicht alle Grundannahmen der Kognitionstheorie des Konstruktivismus sind unter den beteiligten Diskussionsteilnehmern unstrittig, noch sind es die Folgerungen, die sich für Kultur und Gesellschaft oder für Literaturwissenschaft daraus ergeben. Die Akzentuierung des Wandels als kognitives und emotionales Phänomen soll hier allerdings auch eine deutliche Abgrenzung schaffen zu solchen Überlegungen (partiell auch zu den Überlegungen Maturanas), die kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen hauptsächlich oder ausschließlich als biologisch bedingte Evolutionsprozesse verstehen wollen.

Der Konstruktivismus ist sicher keine »ontologische« Erkenntnistheorie; vielleicht wäre es besser, nicht mehr von einer »Erkenntnistheorie«, sondern nur noch von einer umfassenden »Kognitionstheorie« zu sprechen. Der »Konstruktivismus« kann sich jedenfalls selbst nicht außerhalb der grundsätzlichen Konstruktivität des Erkennens etablieren. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Anwender der »Geschlossenheits«-Metapher

(zu ihnen gehört der Verfasser) zuweilen deren Konnotationen verfallen: Vieles, was »konstruktivistisch« gesagt wird, wird so gesagt und kann wohl auch nur so gesagt werden, als stünde man außerhalb aller »Geschlossenheit«, die man beschreibt. Strenggenommen ist also auch eine »selbstwiderlegende Tendenz« nicht zu bestreiten; bezweifeln läßt sich allerdings, daß andere Theorien ohne solche »Fehler« auskommen; »gestartet« wird überall mit einigen »Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüchen« (vgl. Gumbrecht und Pfeiffer 1991). »An die Stelle der Regel, Zirkelschlüsse und verwandte Fehler zu vermeiden, hat die Regel zu treten, Theorien zuzulassen, die sich Selbstreferenz leisten können.« (Luhmann 1990, 72) Man macht wohl auch eine quasi ontologische Aussage über die Funktionsweise von Systemen, wenn man aus der Funktionsweise folgert, man könne nichts über den ontologischen Status von Systemen sagen.

Es gibt in der Tat ungeklärte Aspekte in der Konzeption des »Radikalen Konstruktivismus«, und nicht selten ist von einigen vorläufigen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen kaum mehr geblieben als der Arger über sie. (Zur Kritik am Konstruktivismus vgl. etwa Finke 1985, Oeser und Seitelberger 1988, Wendel 1989 und 1990, Groeben 1989, Arnheim 1989, Riegas und Vetter 1990, Nüse et al. 1991 sowie die Zusammenfassung und Kommentierung bei Schmidt 1984; im übrigen findet sich Kritik selbstverständlich nicht nur in den Publikationen, deren Titel eine Konstruktivismus-Kritik annonciert (schließlich gibt es ja kein Zentralkomitee zur fundamentalistischen Überwachung der »reinen Lehre«) – vgl. etwa die Kritik in Schmidt 1987 a, Schmidt 1992 oder etwa auch Krohn und Küppers 1990; Einführungen in die konstruktivistische Theorie geben etwa Schmidt 1987 a, Rusch 1987 a, Gumin und Mohler 1985; Luhmann 1988 a; Riegas und Vetter 1990; Watzlawick und Krieg 1991.)

Maturanas eigene Folgerungen aus seinem zentralen Konzept der »Autopoiese« lebender Systeme sind sicher weniger überzeugend als Gerhard Roths Kritik daran (vgl. Gerhard Roth 1987 b). Auch der vielfach publizierte Annahme Luhmanns, soziale Systeme seien »autopoietische Systeme«, ist verschiedentlich widersprochen worden, nicht zuletzt energisch von Maturana selbst (in einer Seminardiskussion mit Luhmann an der Universität Bielefeld im November 1986). »Autopoiese« ist insbesondere von Maturana als zentrale Eigenschaft *einzelner lebender* Systeme be-

stimmt worden, und eine Übertragung auf überindividuelle Sozialphänomene ist kaum sinnvoll, soll Autopoiese jedenfalls noch das meinen, was bei Maturana einmal damit gemeint war. (Zur diesbezüglichen Kritik an Luhmann vgl. etwa Roth 1986; Roth 1987 c; Bühl 1987; Haferkamp und Schmid 1987; Lipp 1987; Heil 1988 und 1990 b; Obermeier 1988; Wieland 1988; Schmidt 1989, 37 u. 49; Hempfer 1990 – und Luhmanns Begründung für die Wahl der Bezeichnung »Autopoiese« in 1990, 388.) Ebenso problematisch sind Luhmanns Annahmen, »Kunst«, »Wirtschaft« bzw. »Bewußtsein« seien »autopoietische Systeme« (vgl. Luhmann 1984 a, 1984 b, 1984 c und 1985). – Die immer wieder hervorgehobene Hypothese der »Geschlossenheit« (unabhängig davon, ob »Geschlossenheit« nun »funktional«, »operativ«, »operational«, »semantisch« etc. genannt wird), bringt nahezu aporetische Komplikationen mit sich; Zweifel zumindest an der Behauptung, das Nervensystem sei funktional »vollständig« geschlossen, erscheinen berechtigt. (Vgl. Riegas 1990) Eine Diskussion des gerade von Luhmann besonders energisch und damit auch komplikationsreich vertretenen Geschlossenheits-Postulats, um nicht zu sagen: Geschlossenheits-Reduktionismus hat kaum eingesetzt (sieht man einmal ab von puren Abwehrargumenten, das alles nicht sein könne und dürfe).

Auf die verschiedenen Konzepte der »Selbstorganisation«, die ähnlich bedeutsam wie »Autopoiese« mit dem »Konstruktivismus« verbunden werden, gehe ich im vorliegenden Buch nicht eigens ein. Geschichte und gegenwärtige Bedeutung von »Selbstorganisation« sind vor allem in den verschiedenen Arbeiten von Krohn und Küppers dargestellt; vgl. auch Kratky und Wallner 1990; zu den literaturwissenschaftlichen Möglichkeiten vgl. Schmidt 1989 a.

Gegenwärtig besteht das Haupt-Problem nach wie vor darin (das haben Diskussionen immer wieder gezeigt), daß konstruktivistische Grundannahmen (auch wenn man sie nur probeweise teilt) bisweilen so abweichend von »Evidenz« erscheinen, daß sie von vornherein gänzlich abgelehnt werden. Jenseits solcher Schwellen läßt sich indessen sehr wohl über Begründungen und Begründungszusammenhänge streiten. Ob allerdings etwa Kant »richtigere« Aussagen macht als die »Phänomenologie«, ob Konstruktivismus »wahrer« ist als beides zusammen, kann natürlich nicht entschieden werden; diskutieren ließe sich hingegen, wie weit die

jeweiligen Erklärungen einer bestimmten Theorie reichen, wann diese Erklärungen zwangsläufig scheitern müssen, wie aufschlußreich, wie praktikabel bestimmte Einzelphänomene damit jeweils erklärt werden können.

Eine Anlehnung an den »Konstruktivismus« wird hier vorgeschlagen, weil damit nun die Rollen der Leser, der Teilnehmer, der Beobachter am Kunst- und Literatursystem verschärft in den Blick kommen können, weil damit Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion auf eine nicht-spekulative oder zumindest weniger-spekulative Weise als bislang erklärt werden können, weil auf diese Weise die Bedeutung von Sonder-Beobachtung in Kultur und Gesellschaft (und mit Literatur) erheblich deutlicher in den Blick kommt, weil damit auf eine nicht nur metaphorische Art ein Modell der »Selbstbeschreibung« vorgeschlagen werden kann, das sich nicht nur auf die Prozesse der Produktion und Rezeption von Literatur beschränkt, sondern Lebensabschnitte, Leben überhaupt versteht als einen Prozeß der unausgesetzten »autobiographischen« Selbstbeschreibung, weil damit die phänomenerzeugende Tätigkeit der Literaturwissenschaft deutlicher ins Blickfeld kommen kann.

Den weitreichenden Überlegungen zu einer konstruktivistischen *empirischen* Literaturwissenschaft, die vor allem Siegfried J. Schmidt vorgelegt hat, bleibt das eigene Unternehmen verpflichtet; meine Favorisierung eines essayistischen Umgangs mit Literatur setzt jedoch andere Akzente; gerade weil Schmidts Plädoyer für eine empirisch verfahrenende Literaturwissenschaft überzeugt, muß nun komplementär auch der andere, der in konstruktivistischen Zusammenhängen bislang vernachlässigte Umgang mit Literatur um so deutlicher in den Blick gerückt werden: die von den üblichen Handlungsmustern abweichende Sonder-Beobachtung, die essayistische Tätigkeit der Interpretation literarischer Texte. Man braucht das essayistische, voreilige, übertreibende, riskante, eigenwillige, intelligente, kreative, nicht-intersubjektive Denken, komplementär zum jeweiligen empirischen Wissen. Man braucht die halluzinatorische Sonder-Beobachtung; man kann nicht erwarten, daß empirische Mehrheiten sofort alles beobachten (und dazu noch mit empirischen Methoden). Mit empirisch untadeligen Argumenten allein kommt anläßlich von Literatur niemand aus.

Soweit ich ermitteln konnte, ist das vorliegende Buch der erste

umfangreiche Beitrag zu einer konstruktivistischen Theorie der Wahrnehmung und Interpretation von Literatur in »psychischen Systemen«. An Luhmanns Systemtheorie orientierte und »soziale Systeme« betreffende literaturwissenschaftliche Arbeiten sind mittlerweile zahlreich; vgl. etwa H. Müller 1984 und 1990 b, Hempfer 1990, Meyer und Ort 1990, Schwanitz 1990, Stanitzek 1989 und 1992 b; auch hier sind die Konzepte offen; das interessante, vor allem auch amüsante Buch von Schwanitz ist sicher nicht das letzte Wort zu »Systemtheorie und Literatur«; in bezug auf das Interpretationsproblem geht Schwanitz andere Wege, als sie hier skizziert werden. – Im übrigen sei ein nahezu selbstverständlicher Hinweis dennoch gegeben: Das Problem »Literatur und Selbstreferenz« greift natürlich weiter als frühe Versuche (etwa Breuer 1981) oder opponiert geradezu alle gegenwärtigen Arbeiten, »Selbstreferenz« auf ein gleichsam inner-textliches Prinzip des Selbstzitats zurückzuschrauben. »Selbstreferenz« beschreibt allenfalls in der puren Äquivokation das »Erzählen vom Erzählen«. (Vgl. Scheffer 1978, 91 ff.)

Ein nicht unerhebliches Risiko mag darin liegen, daß hier die meist übliche Aufarbeitung der Theoriegeschichte vergleichbarer Fragestellungen, daß hier die Würdigung der vielen mehr oder weniger zuständigen Klassiker oftmals unterbleibt. Ich bezweifle allerdings, daß sich der Gesamtzusammenhang auch ohne »Konstruktivismus« hätte begründen lassen. (Wo sonst wird etwa die These von der »operativen Geschlossenheit« intensiv erprobt, wenn nicht in konstruktivistischer Systemtheorie?) Vielleicht rührt manche berechtigte Skepsis gegenüber »Konstruktivismus« auch daher, daß die Autoren zwar eine Fülle »systeminterner« Literatur verarbeiten und damit ihrerseits Theorie-Aspekte zu konstruieren versuchen, aber wenig Mühe auf das kompetente und kritische Nachzeichnen der Theoriegeschichte verwenden; vorausgegangen ist dem freilich nicht zuletzt eine Entscheidung angesichts begrenzter Arbeitszeit und Platzmangel – oder anders gesagt: Ich will mich nicht vorschnell den Ansprüchen anschließen, Konstruktivismus brauche als Überbietungsleistung europäischen Denkens auch nicht weiter die »Knochen der Klassiker aufzuwärmen und abzunagen« (in Anlehnung an eine Formulierung von Luhmann; zitiert bei H. Müller 1990 b, 203). Einige Einzelheiten innerhalb dessen, was hier gezeigt werden soll, hätten sich zum Teil vielleicht auch phänomenologisch oder gemäß den

Überlegungen der Analytischen Philosophie zum Interpretationsproblem (Davidson 1990 a und b) begründen lassen; explizite Anleihen bei Philosophen, angefangen bei Vico und Kant über Nietzsche, Vaihinger oder Heidegger wären möglich gewesen (zum philosophischen Kontext des Konstruktivismus vgl. von Glaserfeld 1981 und Luhmann 1990, 510 ff.). Zumal, wenn »Interpretation« als umfassendes Konzept vorgeschlagen wird, könnten einige Leser geradezu eine Verpflichtung zu einer Auseinandersetzung mit Nietzsche sehen (wie sie diesbezüglich etwa bei Boehm 1978, 12f. skizziert ist); jedoch eben diese Situation, »(. . .) daß Nietzsches Werk zum großen Steinbruch für die seriöse und unseriöse postmoderne Diskussion wurde« (Bohrer 1985 b, 729), hat hier zum Entschluß beigetragen, keine weiteren derartigen »philosophischen Brocken« herauszusprengen und anzuhäufen. Nelson Goodman hätte *stellenweise* kaum weniger ein Zeuge sein können als Raymond Williams, Jacques Derrida, Paul de Man, Richard Rorty, Cornelius Castoriadis bis hin zu Wolfgang Iser und seinem Buch über »Das Fiktive und das Imaginäre« (1991; es wurde mir erst nach Fertigstellung des vorliegenden Buches bekannt; wenn auch nicht die Grundannahmen und die Schlußfolgerungen, so sind doch einige zentrale Fragestellungen vergleichbar). Eine lange Reihe weiterer Namen ließe sich nennen; die »Idee«, das Lesen von Literatur und das Schreiben über Literatur als eine Art von autobiographischer Tätigkeit zu verstehen, zeichnet sich etwa bei I. A. Richards (1924 bzw. 1972) oder auch bei H. Bloom (1975 und 1982 a, bes. 102 f.) ab (worauf mich zum Teil erst nachträglich die verschiedenen Leser des Manuskripts aufmerksam gemacht haben); Oscar Wilde nannte die Kritik die »einzig zivilisierte Form der Autobiographie« (vgl. Vorwort von J. Schlaeger in Richards 1972, 11 und Bloom 1982 b, 48); und mit »konstruktivistisch« klingenden Zitaten ließen sich Bände füllen. Selbst die Vergleiche zu strukturalistischen Überlegungen werden hier nicht ausgeführt, obwohl sie sich manchem Leser möglicherweise »zwingend« aufdrängen. Bedauerlicherweise muß auch eine Auseinandersetzung mit Robert Musil, so unentbehrlich sie jetzt auch erscheinen mag, einer (hoffentlich »stellenmäßig« möglichen) Nach-Arbeit des Verfassers überlassen bleiben.

Ich versuche, eine ganz bestimmte Art der Schneise in einem unübersichtlichen Terrain zu skizzieren, und ich erhoffe die Genau-

igkeit und Kohärenz dieses Versuches durch die Anlehnung an den »Konstruktivismus«. Im Unterschied zu anderen, teilweise in ähnliche Richtungen gehenden Konzeptionen scheint mir gerade auch die empirisch-wissenschaftstheoretische Basis des Konstruktivismus vergleichsweise konsequent fundiert; Konzeptionen, die in den Kulturwissenschaften seit längerem eine Rolle spielen, werden jetzt durch Biologie und Neurophysiologie nicht nur aktualisiert, sondern (das wird zu zeigen sein) paradigmatisch verändert dargeboten.

Zweifellos sind etwa im Umkreis der psychoanalytischen Literaturwissenschaft Ansätze zu einer Theorie innerer, psychischer Vorgänge unternommen worden (indem etwa Produktion und Rezeption von Literatur mit Prozessen des Tagträumens in Verbindung gebracht worden sind), indessen kann in der Literaturwissenschaft ein konstruktivistischer Ansatz, zumal wenn er Leser-Psychologie und gerade nicht Autor-Psychologie betreibt, kaum daran anschließen. Heute herrscht noch vielfach der Eindruck vor, bislang habe nur die Psychoanalyse ihren Begriff von Literatur entworfen, andere psychologische Konzepte hätten sich von vornherein nicht auf Literatur eingelassen oder sie hätten die Auseinandersetzung mit der dominanten psychoanalytisch orientierten Literaturwissenschaft gescheut; daß dies keineswegs so ist, zeigt etwa Fizer 1981. In vielen Arbeiten zur Literaturpsychologie wird Psychologie immer noch mit Psychoanalyse gleichgesetzt; nimmt man hingegen die Psychologie, die heute an Universitäten betrieben wird, vielleicht mit Ausnahme Frankreichs, Frankfurts und Freiburgs, dann erscheint die Situation genau umgekehrt: Unter sog. »wissenschaftlicher Psychologie« wird gerade nicht Psychoanalyse verstanden. Ein konstruktivistischer Ansatz richtet sich nicht auf eine eher passive Rezeption mit einer unbewußten Dynamik, sondern auf eine aktive und potentiell bewußtseinsfähige Rezeption.

Derzeit steht auch kein ausgearbeiteter und allgemein akzeptierter Ansatz zur Verfügung, der für den Fall der Textinterpretation bzw. des essayistischen Handelns anläßlich von Literatur die Unentbehrlichkeit individueller Sonder-Beobachtung in Relation zur Unentbehrlichkeit konsensueller Standard-Beobachtung systemtheoretisch erörterte. Ein strukturalistisches oder postmodernes Plädoyer für das essayistische Beobachten hat sich vermutlich längst erübrigt; eine konstruktivistische Begründung essayisti-

scher Beobachtung, die von anderen Voraussetzungen ausgeht und zu anderen Zielen kommt, wird hier, soweit ich sehe, zum ersten Mal unternommen.

Auch wenn also einige der Überlegungen, die hier angestellt werden, Ähnlichkeiten mit Überlegungen des »Neostrukturalismus« oder der »Dekonstruktion« aufzuweisen scheinen, auch wenn einiges »postmodern« klingen sollte, so gibt es dennoch keinerlei beabsichtigten Bezug zu den genannten Diskursen. Ähnlichkeiten sind zufällig, und sie kommen zustande aufgrund der allgemeinen Situation, daß mittlerweile jeder Versuch, veränderte theoretische Konzepte zu entwickeln, auf eine Vielzahl strukturalistischer (zugegeben: teilweise prächtiger) Igel trifft, die jedem Hasen, der sich zu unterscheiden versucht, bereits beim Start und nicht erst am Ziel ihre eigene erfolgreiche Ankunft immer schon vorlaut verkünden – selbst noch für den Fall, daß der Hase zwei Haken schlägt und nun genau in die Gegenrichtung zu laufen versucht; unser Hase jedenfalls hetzt sich in dieser Weise nicht ab; er geht höchstens an der Illusion zugrunde, an keinem derartigen Wettlauf teilgenommen zu haben. (Zur Metapher von den strukturalistischen Igel n vgl. Fohrmann und Müller 1984, 940) Einzelne Sätze und Abschnitte mögen bis zur Äquivokation andern Diskursen ähnlich sein, obwohl strukturalistische Erkennungs-Signale wie etwa »Zeichen«, »Zeichenkette«, »Code«, »Botschaft« oder »Sinn« im vorliegenden Buch nicht vorkommen bzw. nur zur Kontrastierung dienen. Mein Anspruch, Ausgangs- und Endsituation der Begründungen seien grundsätzlich verschieden, läßt sich wohl am besten dadurch einlösen, daß ich die eigenen Konzepte aus einer verhältnismäßig engen Anlehnung an konstruktivistische und kognitionspsychologische Grundannahmen entwickle und damit auch jene Unverwechselbarkeit zu erzielen hoffe, bei denen das Äquivokations-Problem, das sich bei allen umfassenden Themen einstellt, schließlich hinfällig werden könnte.

Abweichend von einigermaßen verbreiteten Verfahrensweisen referiere ich hier eher selten jene »prominenten« (oder auch weniger prominenten) Gegenpositionen, von denen der eigene Vorschlag sich absetzt. Es versteht sich von selbst, daß ein erheblicher Teil der Vorarbeit für dieses Buch in solchen, der Abgrenzung und Genauigkeit dienenden Auseinandersetzungen bestanden hat. Die Unterschiede zu anderen Konzepten lassen sich verhältnismäßig

leicht dadurch ermessen, daß man – sofern es um Literaturtheorie geht – prüft, wie stark substantialistisch die jeweiligen Konzepte von »Autor«, »Text« und »Leser« oder »(Text-) Sinn« oder »Geschichte« immer noch gehandhabt werden. Die Richtung einer schließlich vielleicht zutreffenden Kritik sei immerhin angedeutet: Man behält m. E. ein relativ starkes »Inhalts«-Konzept des »Textes selbst« bei, wenn man von »Furche«, »Spur«, »Gramma«, »Zeichen«, »Marke«, »Ritzung«, »Markierung« oder ähnlichem spricht, wenn »Strukturen« zumindestens noch teilweise materialisiert werden, wenn man *in* den Text eine »Aporie«, einen »blinden Fleck« legt. Es bleibt problematisch, wenn Interpretationen so angelegt zu sein vorgeben, daß mit ihnen genau das »entschlüsselt«, »freigelegt« wird, was angeblich im »Text selbst« gleichsam »mit Sicherheit« verborgen sei; dies scheint mir eine Art intentionsadäquater Interpretation mit negativen Vorzeichen zu sein. Im übrigen – das versuche ich vor allem in Kapitel 4 zu zeigen – glaube ich nicht (im Unterschied zur »Dekonstruktion«), daß es möglich ist, Interpretation als »inhaltlich gleichwertige Prosa« zu unterwerfen – trotz oder gerade wegen meines Plädoyers für »Interpretation als essayistische Tätigkeit«. Auch die Individualitäts-Problematik scheint mir nicht dadurch lösbar, daß man das Problem einerseits durch einen emphatischen Subjekt-Begriff zu steigern versucht oder andererseits gänzlich eskamotiert. »Die anti-humanistische Theorierichtung des Dekonstruktionismus hat freilich ein Problem, wenn sie ihre Basis in einem quasi autonomen Prozessieren des materiellen Substrats der Zeichen sucht.« (Luhmann 1989, 90)

Weitere Abgrenzungen seien angedeutet: Ich bin nicht allzusehr überzeugt von den Glücksversprechungen der »Künstlichen-Intelligenz-Forschung«, wonach alles a-logarithmisierbar sei bzw. wonach alles nichts sei, was nicht a-logarithmisierbar ist. Gleichzeitig hänge ich auch weiter dem Vorurteil nach, Linguistik und Literaturwissenschaft könnten zwar große Überschneidungsbereiche haben, seien aber nicht deckungsgleich (zumaal wenn man Literatur als etwas versteht, was »mehr« als Sprache ist). Das bedeutet nicht, daß anlässlich von Kunst und Literatur auch hier ein Szientismus-Vorwurf aufgegriffen wird; es gibt aus den letzten drei Jahrzehnten m. E. sehr wichtige Arbeiten, die den erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Positionen der Literaturwissenschaft systematisch nachgehen, etwa Pasternack

1975, Schmidt 1975, Stierle 1975, Eibl 1976, Fricke 1977, Bohn 1980, Schmidt 1980, 1982, Finke und Schmidt 1984, Pasternack 1987, 1988; der Umstand aber, daß die dort implizit oder explizit geforderten »Verbesserungen«, so überzeugend sie auch begründet sein mögen, nicht eingetreten sind, läßt allerdings auch die Vermutung aufkommen, als sei zumindest das Interpretationsproblem auf der Basis einer wissenschaftstheoretischen Mängelbeseitigung eben nicht zu lösen, und insofern die Verbesserungsvorschläge eine »Empirisierung« der Literaturwissenschaft betreffen, war »Interpretation« von Anfang an nicht die Zielrichtung dieser Versuche. (Eine weitere Kritikmöglichkeit an den zuletzt genannten Versuchen aus konstruktivistischer Sicht, der ich hier aber nicht nachgehe, wäre eine Grundsatzkritik an den dort stark maßgeblichen Prinzipien des sog. kritischen Rationalismus; vgl. dazu Luhmann 1990, 431.)

1.7 »Randtexte« literarischer Autobiographie

Im Hinblick auf generalisierbare Aussagen über den Umgang mit Literatur wird das Konzept der endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung in den meisten Fällen, bei denen es um Beispiele gehen soll, mit dem vielleicht »schwierigsten« Fall verbunden: mit dem *der literarischen Autobiographie*; »schwierig« mindestens insofern, als sich die literarische Autobiographie am wenigsten dafür zu eignen scheint, die autobiographische Tätigkeit der (Text-)Wahrnehmung gerade nicht auf den Autor, sondern auf den Leser von Autobiographien zu beziehen. Der jeweilige Leser gilt im vorliegenden Zusammenhang als der »wahre Held« der »fremden« Autobiographie. *Autobiographien erscheinen hier als Lebensstudien des Lesers*. Es gibt, soweit ich sehe, keine literaturwissenschaftliche Veröffentlichung, die die literarische Autobiographie vorwiegend und explizit von der Leserperspektive her begründet.

Weil die literarische Autobiographie zumeist ein Refugium konventioneller Verfahrensweisen geworden ist, werden hier »Randtexte« bevorzugt; »Randtexte« wären Texte oder zumindest Textpassagen im Gattungsspektrum der literarischen Autobiographie, die sich – nachvollziehbar – als Variationen oder gar Provokationen gängiger autobiographischer Verfahren, gleichsam als »Kri-

senfälle« der literarischen Autobiographie konstruieren lassen; als Textangebote also, anläßlich derer eine unkomplizierte Beschreibbarkeit von Leben nicht von vornherein oder nicht durchweg vorgegeben ist; als Textangebote, bei denen das durch Sprache entstandene Ich-Verständnis erneut in den weiteren Verlauf des Textes einbezogen werden kann, bei denen der Gewinn an Erfahrung, der im Schreiben und Lesen entsteht, erneut thematisiert und kritisch verarbeitet werden kann. Ähnlich, wie man die Situation des Romans im zwanzigsten Jahrhundert nicht genau beschreiben könnte, wenn man sich lediglich auf diejenigen Texte bezieht, in denen die traditionellen Schreibweisen des Romans ungebrochen fortbestehen, so würde man auch wenig von der neueren *literarischen Autobiographie* erfassen, wollte man sich lediglich auf die »Normaltexte« beziehen. »Randtexte« sind Texte, die an der Grenze dessen hervorgebracht werden, was als konventionelles Verständnis der literarischen Autobiographie gelten kann. Wenn die Unterschiede zwischen Literatur und den übrigen Medien geringer ausfallen als allgemein vermutet, dann allerdings erscheinen risiko-verminderte Kunst und Literatur, höhere Trivilliteratur, »seriöser Schund« (Peter Weibel) als Parallelproduktionen zu den Produktions- und Rezeptionen des Fernsehens sinnloser denn je. Welche Bedeutung könnte es dann noch haben, von der Literatur »lebensechte« (Fernseh-)Figuren, »realistische« Geschichten, ungebrochenes, unirritiertes Erzählen fordern zu wollen, also Verdopplungen konventioneller Welt- und Selbstbilder? Dennoch arbeitet auch ein Großteil der professionellen Literaturkritik mit eben diesen eher fernseh-adäquaten Maßstäben. Heißenbüttel zum Beispiel monierte schon 1965, »(...) daß der Ausdruck der allgemeinen literarischen Erwartung zumindest im 20. Jahrhundert sich nicht in den ästhetisch hervorragendsten Werken findet, sondern in einer Art von Gebrauchsliteratur. Einer Literatur, die ihre natürlichen Parallelen in der Durchschnittsproduktion von Film, Rundfunk und Fernsehen findet.« (1965 b) Wir folgen hier auch nicht der Annahme, daß Literatur, weil sie mit Sprache zu tun hat, allein schon deshalb eine allgemeine Angelegenheit sei, so als verfügten alle über die gleiche Sprache, so wie alle an einem Ort über die gleiche Luft oder das gleiche Wasser verfügen; der Riß zwischen einer »Experten«-Lektüre und einer »Laien«-Lektüre ist vorerst nicht zu übersehen. Beispiele für »Randtexte« (oder doch zumindest für »Randtext«-

Passagen) finden sich etwa bei den folgenden Autoren: Herbert Achternbusch, Hans/Jean Arp, Johannes Baader, Konrad Bayer, Jürgen Becker, Walter Benjamin, Rolf Dieter Brinkmann, Carl Einstein, Gunter Falk, Hartmut Geerken, Jochen Gerz, Helmut Heißenbüttel, Wolfgang Hildesheimer, Franz Innerhofer, Ernst Jandl, Franz Jung, Franz Kafka, Ingomar von Kieseritzky, Wolfgang Koeppen, Friederike Mayröcker, Christoph Meckel, Walter Mehring, Otto Nebel, Helga M. Novak, Robert Walser, Peter Weibel, Peter Weiss, Christa Wolf, Ror Wolf, Paul Wühr. Nicht alle genannten Autoren werden hier ausführlicher vorgestellt. Zum Teil ausführlicher erläutert werden einige Beispiele fremdsprachiger Literatur, so etwa von Michel Leiris oder Arthur Cravan (als einer der wenigen Autobiographen, die schließlich gänzlich auf Texte verzichteten); an älteren Beispielen: etwa Heinrich Jung-Stilling oder auch Giacomo Casanova. (Eine genaue Aufstellung findet sich am Schluß dieses Buches im Verzeichnis der Primär-Literatur.) Insgesamt kommt es nicht auf ausführliche Gesamt-Interpretationen einzelner Texte an, es geht vielmehr darum, Selbstbeschreibungs-Prozesse in ihren Voraussetzungen und Folgen des Umgangs mit Texten und Textinterpretationen in den Blick zu rücken und dabei eine neue theoretische Perspektive zu entwerfen, unter der dann gerade auch die literarische Autobiographie erscheinen kann.

1.8 Bemerkungen zum Sprachgebrauch

Gerade bei dem vorliegenden Buch könnte sich die Frage ergeben, warum bei einem solchen Plädoyer für essayistische Formen der »Gegenstands«-Rezeption bzw. »Gegenstands«-Konstruktion die Auswirkungen auf die Darstellungsweise dann doch einigermaßen begrenzt bleiben, warum Konventionen so weitreichend beibehalten werden. Nun verweist bekanntlich jeder Sprachgebrauch auf scheinbar unabhängige Objekte; gerade mit Sprache ist diese Täuschung schwer zu durchbrechen; *man kann vorerst nicht konstruktivistisch schreiben*; meine diesbezüglichen, hier nicht zitierten Versuche wirkten oft maniert oder wiederholten stereotyp die wenigen Formeln, die Subjektabhängigkeit signalisieren können: »so gesehen«, »in dieser Sicht« etc.; das aber erzielt keine

veränderte Dimension des Sprachgebrauchs anlässlich von Texten. Ebenso wenig überschätze ich natürlich den Effekt meiner vielen Anführungszeichen; andererseits wollte ich wenigstens andeuten, wie viele Bezeichnungen entsubstantialisiert und mit einer Art von »als ob« versehen werden müßten. Es ist außerordentlich schwierig, beim Reden über Texte eine Sprachverwendung zu finden, die nicht schon »(Autor-)Intentionen«, die nicht schon den »Gegenstand«, seine »Bedeutung« und seinen »(Eigen-)Bedarf« ungeprüft voraussetzt, die sich nicht selbst als Folge, als Konsequenz eines »Sachzwangs« vortäuscht. In der Kritik an konstruktivistischen Arbeiten ist wiederholt moniert worden, daß der Sprachgebrauch der Autoren hinter ihre Überlegungen zurückfällt; sicher trifft dies zu; ob daraus allerdings ein »Beweis« abgeleitet werden kann, daß die Überlegungen ihrerseits nicht zutreffen, muß bezweifelt werden. In keinem Diskurs und in keiner Wissenschaft ist der gesamte Sprachgebrauch den jeweiligen Konzepten »adäquat«; Metaphern sind überall verbreitet. (Vgl. Knorr-Cetina 1984) Die Metaphorik des Redens über Texte läßt sich allerdings zumindest teilweise ändern, und damit wäre auch einiges gewonnen: Es dürfte zwar nicht für den Einzelfall, aber für den gesamten Sprachgebrauch einen nicht unbeträchtlichen Unterschied ausmachen, ob man für Texte weiter Gefäß-Metaphern benützt (als eher zufälliges Beispiel: »Die in den Text eingekapselten außertextualen Normen und Werte...«; Iser 1975, 306) oder ob man Metaphern im Umkreis von Impuls, Anstoß, Anlaß, Anregung oder Möglichkeit sucht und nun dem einzelnen Leser jene Aktivität zuschreibt, die zuvor dem »Text selbst« überantwortet wurde. »Die Container-Metapher legt nahe, *Botschaften, Informationen und Inhalte als Entitäten* einer bestimmten Art aufzufassen. Wir nehmen *etwas* von einer Show mit. Wir verstehen *Teile* einer Nachricht oder *Bruchstücke* einer Information. Wir glauben, daß jemand nur die *halbe* Wahrheit sagt. Wir postieren konkrete Objekte als Zeichen an angemessene Orte. In der Inhaltsanalyse kategorisieren wir *Inhaltseinheiten* ganz ähnlich wie ein Geologe Steine in Kästen sortiert, wobei lediglich Unterschiede in den Kategoriebezeichnungen gemacht werden. Obwohl wir uns bewußt sein mögen, daß Symbole konventionsbedingt und Steine natürlich sind, analysieren wir dann beide wie konkrete Objekte (...).« (Krippendorff 1989, 54) Es würde vermutlich auch zu beträchtlichen Veränderungen im Diskussions-

Klima kommen, wenn man z. B. statt solcher Behauptungen wie der, die anderen hätten »den Text nicht richtig erfaßt«, sich über Konstruktions-Regeln äußern würde und über die Erfordernis, sie gerade auch in jedem einzelnen Fall einzuhalten.

In einer bemerkenswerten Variante der Empfehlung von Susan Sontag – »Statt einer Hermeneutik brauchen wir eine Erotik der Kunst« (1964) – versucht man auch gegenwärtig noch, in den Text »einzudringen« oder »sich ihm zu öffnen« oder »sich ihm hinzugeben«, und die Schüchternen, die aber dem gleichen Programm verpflichtet sind, begnügen sich fürs erste damit, den »Textkörper« vorsichtig »abzuklopfen« oder sie riskieren allenfalls eine »Probebohrung«. Die Zahl der diesbezüglichen Metaphern ist unübersehbar; natürlich behaupte ich nicht, daß stets das gleiche gemeint sei und daß stets der gleiche »Fehler« vorliegt, gleichwohl lassen sich in diesem Kontext auch noch die »Lust am Text« oder das »Begehren« nennen; »Körper«, »Schrift« und »Text« rangieren auf kaum je unterschiedenen Ebenen gewissermaßen als »Ur-Substanzen«; die »Ästhetische Theorie« Adorns lehrt uns, daß bei allen »Annäherungsversuchen« und »Herangehensweisen« mit Kunstwerken etwas »gegen deren Willen« (1970, 231) geschieht. Und wem es gelungen ist, den »Textkörper« wenigstens zu »berühren«, wem es gelungen ist, eine »flüchtige Ahnung« von seinem »Inhalt« »mitzunehmen«, der hätte dieses Gelingen mit der »Lähmung aufgrund eines ästhetischen Schocks« zu bezahlen, reaktionsunfähig und stillgestellt und allenfalls noch fähig, das »Gelingen« der anderen Interpreteten zu denunzieren. Gelegentlich ist man bereit, den eigenen Versuch als rüde »Aufpfropfung« oder sogar als Folter zu qualifizieren: Man sucht nach einer Methode, um dem Text ein »Geständnis abzurufen«. In diesen Zusammenhang gehört schließlich auch das »Probearbeiten«: Es ist im Grunde ein Schwangerschaftsmodell; der Abbruch ist ebenso vorgesehen wie die Niederkunft. Und »Hermeneutik« fungiert zum Teil ja erklärtermaßen als Hebammen-Akt. Selbstverständlich setzt man sich mit solchen Beobachtungen wiederum selber der Kritik aus, seinerseits für den partnerfreien Text-Verkehr zu plädieren; aber hier wird die körperliche Liebe ja nicht rundweg bestritten, es wird lediglich vorgeschlagen, daß ihre kognitive und emotionale Erfahrung auf einer grandiosen, hinreißenden Selbsttäuschung der Liebenden beruht; aber auch das ist etwas anderes als das, was der »Textkörper« mit uns macht: Er ist schlechter-

dings nicht in der Lage, überhaupt etwas zu machen; er kann sich also auch nicht für uns interessieren; der Text kann weder Interesse an uns heucheln, noch kann er seinen Willen gegen uns durchsetzen: Er ist die Paradoxie schlechthin, und nur offenkundig ihrerseits paradoxe Konzepte sind daher »textadäquat«.

»Interpretation und Lebensroman« – dieser Buchtitel ist, wie gesagt (s. oben S. 10) u. a. aus Gründen der Kürze und damit nicht ganz ohne Zögern gewählt worden. Einige Arbeiten, in deren Titel »Lebensroman« bzw. »Leben wie im Roman« auftauchen, bieten ihrerseits durchaus solche Überlegungen an, die im Sinne einer »Vorgeschichte« und »Begriffsklärung« auch hier von Interesse sein können. – Max Brod (1962) berichtet über den »abenteuerlichen Lebensroman des Textdichters Karel Sabina«. »Lebensroman« kommt vor in einer Arbeit über »Fogazzaros Stil« von Ulrich Leo (1928), wobei Leo ausdrücklich Heideggers »Wirkung auf Fragestellung und Methode« (ebenda VII) betont. Leo unterscheidet zwischen »Handlungsroman«, »Entwicklungsroman« und – der fortgeschrittensten Stufe – dem »Lebensroman«, wobei die »Einstellung zum Leben als Kunstobjekt« (ebenda 2) als eines der Merkmale genannt wird. »Leben wie im Roman« heißt die wichtige Untersuchung von Bernd Bräutigam (1986) zum Frühwerk Friedrich Schlegels. Anders als Friedrich Schiller, der sich gegen jede, wie Bräutigam schreibt, »Pragmatisierung der Kunst, auch gegen eine die Trennung von Kunst und Leben aufbegehrende Gesinnung, die Lebenswelt zu ästhetisieren (...)« (1986, 8) verwahrt, ließe sich bei Schlegel von einer »Literarisierung des Lebens« (ebenda 19), von einer »Ästhetisierung des Lebens« (ebenda 155) sprechen. Und Bräutigam schlägt vor, solche Versuche »(...) primär als ein Problem der Lebensbewältigung und nicht als eines der Textkonstitution« zu diskutieren. (Ebenda 118) »Schlegel hat die Utopie von der ästhetischen Transformation der Lebenswelt so im Roman demonstriert, daß beide, die Kunst und das Leben, bis zur Ununterscheidbarkeit zusammengewungen werden.« (ebenda 122) Und schließlich trete auch bei Schlegel an die Stelle der »passiv-rezeptiven Lektürehaltung (...) die koproduzierende Autorschaft« des Lesers. (Ebenda 33) Ist es hier »radikal« genug gelungen, einer »alten« Individualitäts-Auffassung zu entgehen? Werden hier der Literaturwissenschaft über die Negation hinaus – wie es *nicht mehr* gehen sollte – konsequent und detailliert konstruktivistische Individualitäts-Kon-

zepte exemplarisch dargeboten? Das wäre im Unterschied zu dem vorliegenden Buch allerdings eine Schrift, die fast alle Ziele schon erreicht hätte, die nicht mehr »unterwegs« wäre.

»The most obvious occurrences of everyday life might appear utterly transformed if we were inventive enough to construe them differently.« (George A. Kelly 1970, 28)

»Was wir erleben und erfahren, erkennen und wissen, ist notwendigerweise aus unseren eigenen Bausteinen gebaut und läßt sich auch nur aufgrund unserer Bauart erklären.« (Ernst von Glasersfeld 1981, 35)

»Genau so ein Quatsch wie die Als-ob-Philosophie. Früher mal gelesen. Der Tisch wär nur »Als-ob«, gar nicht richtig da. Das bilde man sich nur ein, das schein nur so. Völlig im Eimer. Völlig Blödmannsdörfer. Auf einen Tisch könne man doch draufhauen oder nicht? Da sei Spengler ein anderer Schnack. Der habe das alles schon vorausgesehen. Direkt mal wieder nachschlagen. Untergang des Abendlandes.« (Walter Kempowski: »Tadel-löser & Wolff«; hier zitiert nach 1980, 367)

»Die Aufgabe ist: immer neue Lösungen, Zusammenhänge, Konstellationen, Variable zu entdecken, Prototypen von Geschehensabläufen hinzuzustellen, lockende Vorbilder, wie man Mensch sein kann, den inneren Menschen *erfinden*.« (Robert Musil 1918; zitiert nach 1978, 1029)

Kapitel 2: Die Halluzinatorik von Welt und von Literatur

Was geht bei der Wahrnehmung von »Welt« bzw. beim Schreiben und Lesen von Literatur im eigenen »Kopf« und gerade auch in den »Köpfen« anderer vor? Wie erkennen wir? Wie werden Wirklichkeitsmodelle konstruiert, stabilisiert und modifiziert? Was nimmt der »halluzinatorisch« verfahrenende Beobachter wahr, was beschreibt er, was ist der »Gegenstand« seiner Beobachtung? In

diesem Kapitel werden konstruktivistische Voraussetzungen des Erkennens, der Kommunikation, der Medienproduktion und der Medienrezeption dargestellt.

Zugänglich ist nicht die »Welt da draußen«, sondern zugänglich ist (für Beobachter) die Art und Weise des Unterscheidens in individuellen und individuell-sozialisierten Zusammenhängen. »Die Welt im Kopf«⁴ – dies ist nicht nur anlässlich von Kunst und Literatur, nicht nur bei Imaginationen, bei Phantasien, Träumen und Tagträumen, bei Einbildungen und Vorstellungen, bei Visionen, Illusionen und Halluzinationen der Fall, sondern immer auch dann, wenn »normale« Außen-Welt wahrgenommen wird. »Welt«-Wahrnehmung beruht von Anfang an auf konstruktiven, auf schöpferischen, auf erfinderischen Prozessen. »Welt« und »Kopf« fungieren hier als Metaphern, die auf noch genauer zu erläuternde Bedingungen der »Geschlossenheit«, der systeminternen und systembedingten Wahrnehmung hinweisen sollen.

Wenn Interpretationen, wenn neue Unterscheidungen und Kreativität einen notwendigen und wichtigen Bestandteil jeden Wahrnehmens und Handelns darstellen, dann erscheinen auch Kunst und Literatur in einer ebenso selbstverständlichen wie herausragenden Bedeutung, *dann demonstrieren auch Kunst und Literatur – gleichsam auf hervorgehobener Bühne – nur das verstärkt, was auch überall sonst unaufhörlich geschieht*: die kreative Konstruktion von Wirklichkeit. Was Literatur beschreibt, ist nicht »Realität« oder »Gegen-Realität«, ist aber auch nicht nur pure Phantasie, sondern ist *die vorherrschende oder halluzinierte Lebenspraxis möglicher Wirklichkeits-Konstruktionen*. »Lebenspraxis« meint die individuelle und individuell-sozialisierte Produktion jener »Geschichten«, aufgrund derer in einzelnen psychischen Systemen Wirklichkeit hervorgebracht und aufrechterhalten wird.

Die »Welt« wird hier nicht als eine vom einzelnen »Kopf« unabhängige »Welt« gedacht; als eine systemintern und damit systembedingt hervorgebrachte »Welt« hat jedes Individuum *zunächst* nur diese, nämlich seine eigene »Welt«; auch die »Welt« der anderen wird *zunächst* nur im eigenen »Kopf« konstruiert; konstruktivistisch gesehen gibt es keinen Zugang zu einer (Außen-)»Welt« und zu der »Welt« anderer; ein Zugang wird im eigenen »Kopf« imaginiert; aufgrund von internen Bedingungen wird ein Konstrukt hergestellt, dem die Eigenschaft zugeordnet wird, »außerhalb« und »unabhängig« zu existieren. Je »krisenloser« dies ge-

lingt, je mehr Individuen ähnlich verfahren, desto eher wird ein solches Konstrukt als »Wirklichkeit« akzeptiert.

Die Art und Weise jeder Wahrnehmung ist im wesentlichen durch zwei Bedingungen gekennzeichnet: durch die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns und durch soziale Prozesse. (Soziale Prozesse werden zwar von »außen« angestoßen, aber sie vollziehen sich wiederum systemintern und damit systembedingt.) »Im Kopf« meint einerseits funktionale Geschlossenheit des jeweiligen Nervensystems, individuell geschlossene Wahrnehmung (bis hin zur »Idiosynkrasie«), unüberwindliche »Einsamkeit« des jeweiligen lebenden Systems, und andererseits geht es gleichermaßen auch darum, herauszubekommen, welche individuell-sozialisierte Konstruktion von Wirklichkeit im Individuum stattfindet.

Nicht die jeweiligen Erkenntnisgrundlagen von Kunst und Wirklichkeit sind prinzipiell verschieden; verschieden sind die jeweils dabei vollzogenen systeminternen Differenzierungen; Kunst und Literatur profitieren von einem gängigen (auch praktikablen), aber erkenntnistheoretisch unhaltbaren Unterschied, von einem »Mißverständnis«. Aus dem Blickwinkel konstruktivistischer Kognitionstheorien gelten bereits Wahrnehmen und »einfaches« Erkennen nicht mehr als eine, wie auch immer verzerrte Abbildung von Wirklichkeit, sondern von vornherein als deren Konstruktion: Wahrnehmung ist kein (Heraus-)Finden, sondern eher *ein Erfinden* (in verschiedenen Abstufungen), *ein Erschaffen* von Wirklichkeit. In konstruktivistischen Kognitionstheorien versteht man »(...) Erkennen nicht als eine Repräsentation der »Welt da draußen« (...), sondern als ein andauerndes Hervorbringen einer Welt durch den Prozeß des Lebens selbst.« (Maturana und Varela 1987, 7) Was auf der Seite der Reizauslösung geschieht, bliebe unerkennbar; die Reizquelle bliebe außerhalb der Wahrnehmung; man würde nur das erkennen, was in einem Bewußtsein geschieht – am Ende des Gesamt-Prozesses; und deswegen kann hier schließlich gesagt werden, »Autor« und »Text« seien als vorgegebene »Dinge« nicht direkt erfahrbar; »Autor« sei eine Intention des jeweiligen Lesers; ein »Text« hätte keine, zumindest keine intrinsische Bedeutung; Rezeption von Literatur sei alles andere als ein direktes, unmittelbares, sinnliches Erfassen; Rezeption sei das Ergebnis eines aktiv konstruierenden Individuums.

Wahrnehmung und »Interpretation« fallen nunmehr zusammen. »Es gibt keine Trennung von Wahrnehmung und Interpretation.

Der Akt der Wahrnehmung ist der Akt der Interpretierung.« (von Glaserfeld und Richards 1984, 18) »Interpretation« (im weitesten Sinne) betrifft also grundlegende Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion und Wirklichkeitsveränderung. »Welt«-Veränderungen ergeben sich aus Regelveränderungen, also dadurch, daß man beginnt, Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen zu verändern, und dadurch, daß sich schließlich auch bei anderen die Überzeugungskraft, die »Mode« der Konstruktionsregeln wandelt. Dies geschieht dann, wenn die anderen sich von den zunächst individuell hervorgebrachten Anstößen und Grenzirritationen ihrerseits zu einem ähnlichen Verhalten anregen lassen. Dieser Gesamtprozeß erscheint als ein primär *kultureller* Prozeß, der sich nunmehr – abgelöst vom einzelnen Individuum – in sozialen Systemen vollzieht. So gesehen entsteht und vollzieht sich gesellschaftlicher Wandel als kultureller Wandel.

Meist wird »Kultur« verstanden als Aktivität im Bereich des »Geistes« mit charakteristischer Trennung von allen anderen Lebensverhältnissen. Doch auch der vorwiegend geldwirtschaftlich und technologisch orientierte gesellschaftliche Wandel gedeiht in einer bestimmten kulturellen und sozialen Situation, in der eben diese Art von Welt-Interpretation und Welt-Konstruktion vorwiegend favorisiert wird und damit andere »Interpretationen« weitgehend zurückgedrängt werden. (Zum Problem »Technik als sozialer Prozeß« vgl. Weingart 1989) »Sachzwänge« (um nicht zu sagen »Systemzwänge«) entstehen meist erst nachher – auch durch den Mangel, »Erfindungen« wieder vergessen zu wollen, durch das unbedingte Verwirklichen-Wollen all dessen, was überhaupt zu verwirklichen ist, durch Verdrängung aller Wahl- und Entscheidungsmomente, die zumindest in der jeweiligen Anfangssituation noch gegeben sind.

Kultur (bzw. *kulturell*) bezeichnet in der Perspektive, die ich hier vorschlage (bzw. zum Teil übernehme), keinen streng von den kognitiven und emotionalen Grundlagen der Politik und Gesellschaft, der Wirtschaft oder auch der Wissenschaft abgegrenzten Sonderbereich, Kultur (bzw. kulturell) bezeichnet keine eingezäunte Spielwiese, kein Reservat, sondern Kultur bezeichnet hier das im Prinzip offene, grundlegende mentale und kommunikativ-soziale Aktionsfeld, auf dem aufbauend sich dann auch alles übrige abspielt – in freilich dann auch jeweils differenter (und genauer zu erläuternder) Weise. Das soziale (nicht das jeweils indi-

viduelle) Zusammenspiel, die Ähnlichkeit verschiedener Kognitions- und Emotionsbereiche ergibt zugleich die »gemeinsame« Kultur. Die Denk- und Gefühlskulturen einer Region, eines Landes bestimmen zugleich die jeweils sozial vorherrschenden Wirklichkeitsmodelle. (Hinsichtlich der gegenwärtigen »Bestimmungen« von »Kultur« vgl. Brackert und Wefelmeyer 1990)

Der seit Jahrzehnten andauernde bzw. immer wieder aufkommende, teilweise dogmatische Streit um die »Zwei Kulturen« (vgl. etwa Bateson 1979 bzw. 1987, Scheibe 1988, Dürr und Zimmerli 1989, Lепенies 1985 a und 1985 b; Kreuzer 1969 bzw. 1987; Buber et al. 1990) erscheint in konstruktivistischer Sicht als ein *lösbares* Problem: Naturwissenschaft und Technologie sind genauso kulturelle Phänomene wie Geisteswissenschaft und Kunst bzw. Kultur im engeren Sinne. Susan Sontag hat bereits 1965 kritisiert, daß C. P. Snow ein jahrzehntealtes Problem aufgriff und seine Existenz auf eine »undifferenzierte und philisterhafte Weise« konstatierte bzw. fälschlicherweise fortschrieb.⁵ Die zweifellos auffälligen Unterschiede zwischen den beiden kulturellen Handlungsweisen beschreiben nachfolgende Unterschiede in einer sozialen Praxis, sind aber kein Beweis für die grundlegende Kultur-Unabhängigkeit der einen oder der anderen Handlungsweise. Bereits für Raymond Williams scheint C. P. Snows These von den »Zwei Kulturen« so indiskutabel gewesen zu sein, daß er auf die durchaus weitverbreitete englische Diskussion Mitte der sechziger Jahre nicht explizit eingeht, obwohl andererseits seine Überlegungen als fortlaufende und intensive Antwort verstanden werden können: »Das Verhältnis von Objekt und Subjekt nicht länger als Antithese von Natur und Geist zu konzipieren, verlangt eine langwierige und mühsame Revolution unserer Vorstellungen; denn ein Großteil unseres Denkens beruht noch immer auf solchen falschen Prämissen. Es kann jedoch als gesichert gelten, daß Kunsttheorien, die weiterhin auf einem Gegensatz von »Künstler« und »Realität« aufbauen, von nun an irrelevant sind. Wir müssen solche Ansätze rückgängig machen und nach neuen Bestimmungen suchen.« (1977, 25) Die Stellung der Naturwissenschaft, ihr Erfolg und ihre Macht sind Charakteristika der Gegenwarts-Kultur; die Selbstreflexion der Naturwissenschaften erfolgt im Vokabular der Geisteswissenschaften. Konstruktivistische Systemtheorie kann dazu beitragen, die Kluft zwischen den »zwei Kulturen« zu schließen (vgl. Varela 1989; Schwanitz 1990, bes. 31 ff.), ebenso wie die

Kluft von »Natur-« und »Geisteswissenschaft« (vgl. Luhmann 1990, 400 und 461 f.). Und spätestens Oscar Wilde hatte, wenn vielleicht auch nur ironisch, die »Mutter Natur« im Verdacht, ein Produkt ihrer Kinder zu sein: »Nature is no great mother who has born us. She is our creation.« (»The Decay of Lying«; vgl. Borchmeyer 1989, 1 f.)

Handlungsweisen, Interaktionsprozesse, die sich erst dann genauer erläutern lassen, wenn man sie nicht als »naturgegebene« oder »sachbedingte«, sondern als kulturelle Phänomene beschreibt, gibt es auch außerhalb des Kulturbetriebs; ästhetische Relationen, schöpferische Irritationen sind nicht zwangsläufig an Kunst-Werke gebunden (auch wenn es schließlich noch Sinn machen könnte, »ästhetische« Kriterien im engeren Sinn weitgehend für das zu reservieren, was üblicherweise als Kunst und Literatur gilt). Die traditionelle strikte Trennung zwischen Kultur und übriger (alltäglicher, technologischer, wirtschaftlicher, bürokratischer etc.) Wirklichkeit wird hier also nicht übernommen. Die in anderen Varianten und Bedeutungen ja nicht unbekannt These, daß gesellschaftlicher Wandel *nur* durch kulturellen Wandel entstehen kann, verliert hier den sonst üblichen Charakter einer »Flucht nach vorn«: Die These soll profan und selbstverständlich erscheinen (und allenfalls dies wäre das Ungewöhnliche daran). Im Hinblick auf Literatur geht es dabei um eine besondere Variante der unpräzisen Annahme, »(...) daß die Literatur nichts anderes ist und sein kann als eine Art Erweiterung und Anwendung gewisser Eigentümlichkeiten der Sprache.« (Paul Valéry 1937; zitiert nach 1971 b, 200) – Die Möglichkeit der Wirklichkeits-Konstruktion durch Literatur sagt selbstverständlich noch wenig darüber aus, wie bedeutungsvoll *der Anstoß* zum Wandel jeweils werden kann. Sprachliche (und metasprachliche) Ablösung von den gängigen Beschreibungen, mit denen vorherrschende Wirklichkeit aufrechterhalten wird, löst Veränderung aus (individuell oder sozial). Kunst und Literatur erinnern an diese sprachliche Ablösungsmöglichkeit, aber nicht nur allein sie erinnern daran. Sprachliche »Reflexion« als allgemein verbreitetes und zugleich wichtiges Anstoß-Mittel des kulturellen und gesellschaftlichen Wandels reflektiert die gängigen, wirklichkeits-konstruierenden Beschreibungen. Allgemein (nicht auf Literatur bezogen) heißt es bei Maturana und Varela: »Alles, was wir tun können, ist Erklärungen zu erzeugen – durch die Sprache –, die

den Mechanismus der Hervorbringung einer Welt enthüllen.« (1987, 260) »Das Bezeichnende an der sprachlichen Reflexion ist, daß sie uns ermöglicht, unsere eigene Welt und die Welt der anderen zu betrachten, unsere eigene Lage und die der anderen Elemente unseres Mediums zu beschreiben, indem wir unsere Organisation und Angepaßtheit aufrecht erhalten. Die sprachliche Reflexion läßt uns die Welt, in der wir leben, sehen und sie bewußt annehmen oder ablehnen.« (Maturana 1985, 12)

Wenn man im Zusammenhang mit einzelnen, funktional geschlossenen lebenden psychischen Systemen individuelle Kognition und Kognitionsbereiche unterscheidet, dann ergibt sich auch – in einem unemphatischen, rein deskriptiven Sinne allerdings – *individuelles Bewußtsein*. Aus der Subjekt-Objekt-Dichotomie läßt sich herauskommen; revidieren läßt sich auch die verbreitete Unterscheidung zwischen Selbstbeobachtung und (Außen-)Weltbeobachtung. Individualität kann gar nicht verlorengehen, wie integriert in soziale Zwänge jemand auch sein mag. Nur dort, wo Individualität und individuelle Sonder-Beobachtung ausdrücklich vorgesehen und »erlaubt« sind, sind Anstöße zu kulturellem und gesellschaftlichem Wandel möglich. Nur individuell läßt sich erleben, daß vorherrschende Wirklichkeit nur *eine* der möglichen Beschreibungen ist. Nur individuell kann Kritik *beginnen*. Von einem konstruktivistischen Standpunkt aus gesehen kann es im vorliegenden Zusammenhang ohnehin nicht darum gehen, vorherrschende Wirklichkeit als Fakten- und Sachgeschichte zu beschreiben, sondern in erster Linie geht es um die Darstellung von individuellen Kognitionen und Emotionen (mit Blick auf »Mentalitäten«, auf kulturelle Prozesse; zur »Mentalitätsgeschichte« vgl. die Zusammenfassung bei Dörner und Vogt 1990).

Derzeit ist man auch in der Literaturwissenschaft noch eher daran gewöhnt, von ökonomischen und politischen Herrschaftsmechanismen, von System- und Sachzwängen zu sprechen, gelegentlich so, als sei auch noch »die resignation eines kranken aus der spitalatmosphäre ab(zu)leiten«. (Oswald Wiener 1983, 39 in einer kritischen Anmerkung zu Wolf Lepenies »Melancholie und Gesellschaft« 1969) Jeder Mensch »beschreibt« sich unausgesetzt selbst; im Sinne einer fortlaufenden Selbstinstruktion bestimmt dies jedes Fühlen, Denken und Handeln – auch dort noch, wo jemand »selbstvergessen«, d. h. scheinbar »nach außen gerichtet« agiert; »Außenwelt«-Ereignisse werden wirksam im Zuge einer

bestimmten Selbstbeeinflussung; »Außenwelt«-Ereignisse müssen in der jeweiligen Selbstbeschreibung gleichsam wiederholt werden, wenn sie überhaupt wirksam werden sollen; in der individuell spezifischen Wiederholung liegt auch die Möglichkeit, »Außenwelt« zu kontrollieren, zu begrenzen. Selbstbeschreibung in Form der Selbstinstruktion, der Autosuggestion ist also notwendig, damit gesellschaftliche Einflüsse (Heterosuggestionen also) überhaupt wirksam werden können. Und wenn man, wie auch immer, mit »Geschlossenheit« argumentiert, gibt es überhaupt keine andere Möglichkeit von »Einfluß« als die der »veranlaßten« Autosuggestion. Außenwelt-Wahrnehmung und interpersonelle Kommunikation spielen sich ab auf der Basis von internen Selbstbeschreibungen. Je größer die Selbstbeeinflussungs-Möglichkeiten im Rahmen individueller Selbstbeschreibung sind, desto größer sind auch die Kontroll-Möglichkeiten, die »Freiheiten« in Bezug auf Deformationen von »außen«. (Weitere Angaben zum Begriff »Selbstbeschreibung« siehe hier auch etwa S. 89)

Folgt man diesen Thesen, dann erscheint jeder Umgang mit Literatur als spezielles Teilmoment im Prozeß einer übergeordneten, generellen »Selbstbeschreibung«. Jede nur denkbare Rezeption eines literarischen Textes wird ausgehend vom jeweils eigenen Leben des Lesers bzw. von dessen kognitiver und emotionaler Einschätzung des eigenen Lebens bestimmt – und nicht von dem, was »der Text bedeutet«. Sprache fungiert als Auslöser für resonante Selbstbeschreibungs-Prozesse: Rezipienten können von einem Text nur das nehmen, was sie in der eigenen kognitiven Repräsentation des jeweiligen Textes ihrerseits auch geben können. »Die Semantik existiert lediglich als eine Eigenschaft, die von dem Beobachter auf die interagierenden Systeme projiziert wird und ausschließlich für den Beobachter Gültigkeit hat.« (Maturana 1982, 154)

Medienangebote dringen nicht in die Köpfe der Rezipienten, sondern sie stellen lediglich Anlässe dar für eine jeweils spezifische Selbstdynamik. Mediennutzer nehmen also nicht ein von ihnen unabhängiges, für alle identisches Produkt wahr, das sie erst später jeweils verschieden bewerten, sondern genau umgekehrt: Anfangs nimmt jeder etwas anderes wahr, und erst in der Folge entsteht aufgrund der Ähnlichkeiten der jeweiligen Wahrnehmung bei Beobachtern die Illusion, alle hätten es mit demselben Film, derselben Sendung oder demselben Text zu tun. Mediennutzer

können nur das nehmen, was sie selber an Gedanken, Gefühlen und Sprache schon haben, was sie aktualisieren und erweitern können. Weil jeder Zuschauer, Hörer oder Leser von vornherein mit verschiedenen Voraussetzungen »antritt«, kann es von Anfang an immer nur ähnliche, nie aber identische Medien-Wahrnehmung geben. Erst von der Verschiedenheit ausgehend, aber nicht von einem gleichen »Gegenstand« herkommend, lassen sich weitgehend ähnliche, jedoch nie identische Wahrnehmungsweisen bestimmen.

Wie aber kommt nun unter den zum Teil schon genannten Bedingungen eine lebbare, gangbare (viable) Wirklichkeits-Modellierung zustande? Wie wird eine gegenständliche Welt erzeugt? Wie unterscheidet man zwischen »Fiktion« (bzw. »Halluzination«) einerseits und Wirklichkeit andererseits? – Im wesentlichen sind es zwei Möglichkeiten, die eine pragmatische, aber gleichsam garantierte (d. h. allerdings auch: flexible) Unterscheidung erlauben: *Erstens durch die Ausbildung von Invarianzen und Differenzen; und zweitens kommt die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Halluzination individuell-sozialisiert zustande: durch die systeminterne Konstruktion des Verhaltens der anderen.* Aufgrund der Stabilität, aufgrund der Leichtigkeit, mit der bestimmte Selbstbeschreibungen erzeugt (und wiederholt) werden können, kann eine Unterscheidung zwischen »wirklichen« Gegenständen und »phantasierten« Gegenständen vorgenommen werden; die »phantasierten« Gegenstände lassen sich offenkundig schwieriger und seltener hervorbringen (nähere Angaben unten S. 97 ff.). Zweitens kommt die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Halluzination zustande durch das hypothetisch vorwegnehmbare oder in der Selbstbeschreibung erlebte Verhalten der anderen: Wirklichkeit wird durch andere *indirekt* »ratifiziert«; Halluzinationen (vor allem die als »pathologisch« geltenden Halluzinationen) haben hingegen kaum eine Aussicht, von anderen als »bestätigt« zu erscheinen. Sog. »pathologische« Halluzinationen entsprechen nicht dem »lebberen« Verhaltensrepertoire der anderen; ihnen fehlt die »normale« Rücksicht auf das Verhalten anderer, die folgenreiche (Selbst-)Erfahrung mit anderen. Erkennbar wird Wirklichkeit indessen zunächst nur als die jeweilige Wirklichkeit des *einzelnen* Erkennenden, niemals als eine subjektunabhängige allgemeine, allen gemeinsame Wirklichkeit. Eine »gemeinsame« Wirklichkeit, eine »gemeinsame« Objektwelt

(ein gemeinsames »Textobjekt«) ist ein Folgekonstrukt, das aufgrund von Beobachtung hypothetisch erzielt wird: Dadurch, daß in einem lebenden System ein Beobachter ausgebildet werden kann, der mit seinen eigenen inneren Zuständen interagiert, entstehen die »Gegenstände«, die dem Beobachter als von ihm »unabhängige Gegenstände« erscheinen. Wer also Erkennbarkeit oder »erfolgreiches« Operieren in einer »wirklichen« Wirklichkeit voraussetzt, »startet« erkenntnistheoretisch erst auf der Ebene des »Beobachters« (siehe unten Abschnitt 2.3) und nicht schon auf der grundlegenden System-Ebene (und eine solche Vergewisserung über Startebenen könnte manchen sinnlosen Streit über »Konstruktivismus« ersparen). – *Die »reale Welt« ist eine möglicherweise unvermeidliche kognitive Vorstellung, aber keine erkennbare Tatsache*; erst wenn man von den vorausgehenden Bedingungen dieser »Realitäts«-Simulation absieht, kann es so scheinen, als würden Erkennen und Handeln exakt den Bedingungen einer »äußeren Realität« entsprechen; oder anders ausgedrückt: Konstruktivistische Überlegungen sind schlecht geeignet, um »krisenlose« Alltagsroutine gleichsam umstandslos zu erklären. Wenn man »realistisches«, d. h. gangbares, lebbares (viables) Alltags-Handeln als etwas versteht, was auf der Basis und in der Folge grundsätzlicher Konstruktivität (dennoch) möglich wird, wenn also der Selbst-Beobachter und dessen Konstruktionen theoretisch bereits formuliert sind, dann spricht schließlich auch nichts gegen die Simulation einer unangezweiften Alltagswirklichkeit. *Im alltäglichen Umgang, in Normalsituationen kann man, muß man sogar seine Welt für wirklich halten, auf grundlegender Systemebene jedoch ist »Welt« eine Konstruktion im »Kopf«.*⁶

Im Verlauf der Arbeit an diesem Buch wurden verschiedene andere Bezeichnungen für das erprobt, was jetzt (wiederum nicht ohne Zögern) »Selbstbeschreibung« im Rahmen »endlos autobiographischer Tätigkeit der Wahrnehmung« heißt: »Self-Talk« und »Selbstkommunikation«; der Nachteil dieser Bezeichnung besteht darin, daß sie »Gespräch« bzw. »Kommunikation« als Voraussetzungen statt als Konsequenzen auf der Basis von systeminternen Prozessen suggeriert. Wählt man »Selbstkommunikation«, dann wäre stets zu bedenken, daß es sich zwar auch um sprachliche, vorsprachliche, aber darüber hinaus gerade auch um außersprachliche (d. h. physiologische, neuronale, metabolische oder

hormonelle) Austauschprozesse innerhalb eines Organismus handelt und gerade nicht sogleich schon um das, was üblicherweise oder systemtheoretisch »Kommunikation« meint. (Vgl. etwa Jantsch 1982, der in problematischer Weise von biomolekularer, elektronischer, genetischer, metabolischer, neuraler *Kommunikation* spricht.) Um nicht in die Verwicklungen der insbesondere von der Kognitiven Psychologie mehrfach und kontrovers definierten Selbstprozesse zu geraten, wähle ich hier die noch relative unbelastete Bezeichnung »Selbstbeschreibung« als eine übergeordnete Bezeichnung (gerade auch für solche Selbstprozesse wie Kognition, Metakognition, Selbstkontrolle, Selfmonitoring, Inneres Sprechen etc.). »Selbstbeschreibung« in einer denkbar umfassenden Form wird als Grundbedingung jeden Verhaltens verstanden; »Selbstbeschreibung« gilt als andauerndes Verhalten des psychischen Systems zu sich selbst. (Zum systemtheoretischen Gebrauch der Bezeichnungen »Selbstbeschreibung« und »Selbstbeobachtung« vgl. Luhmann 1984 a bzw. 1987 a)

2.1 Halluzinatorik

Kultureller und gesellschaftlicher Wandel kann überhaupt nur aufgrund der prinzipiellen und produktiven Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination angestoßen werden. Veränderte Interpretation, veränderte Beschreibung, veränderte Welt-Wahrnehmung entstehen dabei aus einer besonderen, gleichsam *halluzinatorischen* (nicht-pathologischen) Sonder-Form der Beobachtung: Die Bezeichnung »Halluzinatorik« (bzw. »halluzinatorisch«) ist keine esoterische Formel, sondern sie soll hier auf ein grundlegendes Phänomen allgemeiner Welt-Konstruktion verweisen, wohingegen »Halluzination« im üblichen Sprachgebrauch ja nur Sonderfälle pathologischer oder halluzinogener (durch Drogen ausgelöster) Konstruktion bezeichnet. »Halluzinatorik« hat den zusätzlichen Vorteil, ästhetische Implikationen, Momente von Kreativität nicht erst auf der Ebene von Folgerungen, sondern schon auf der Ebene grundlegender Wahrnehmung zu signalisieren. Selbstverständlich läßt sich von Halluzinatorik zu pathologischer Halluzination, zum Wahnsinn weder eine sachlich starke noch eine historisch stabile Grenze ziehen; eine konstruktivistisch perspektivierte Kulturgeschichte des Wahnsinns wäre also

auch ein bedeutsamer Beitrag zur Einschätzung von halluzinatorischer Sonder-Beobachtung (vgl. etwa Gorsen 1972, Heinrichs et al. 1978). Ebenso ließe sich im Rahmen späterer Überlegungen mit Gewinn anschließen an Forschungen zu »Traum« und »Tagtraum«, an Überlegungen zur »Phantasie« (etwa Schöpf 1981; Kamper 1986 b), zur »Illusion« (Daemmrich 1974, 56ff.), zur »schöpferischen Einbildungskraft« (etwa Daemmrich 1974, 45 ff.; Kamper 1981; Hörisch und Tholen 1985, 7 ff.), zur »Inspiration«, zur »Intuition«, zur »Imagination« und zum »Imaginären« (etwa Sartre 1971; Castoriadis 1984; Iser 1991) bis hin zu neueren »Fiktions«-Konzepten (etwa Henrich und Iser 1983; Assmann 1980 und 1989; Hejl 1990 a; Iser 1991) und der unübersehbar umfangreichen »Utopie«-Forschung (zuletzt vor allem Voßkamp 1982); zur ebenfalls durchaus gegebenen Bedeutsamkeit und zur konstruktivistischen Kritik von Vaihingers »Als-Ob«-Philosophie vgl. von Glasersfeld 1990, 285. Im Versuch, zu einer konstruktivistischen und teilweise auch kognitionspsychologisch begründeten Literaturtheorie beizutragen, konzentriere ich mich auf die dort vorfindbaren Ansätze.

In konstruktivistischer Sicht ist eine durch Umwelt oder Außenwelt bedingte grundsätzliche Unterscheidung zwischen Halluzination und Wirklichkeit nicht möglich: Als funktional bzw. operativ geschlossenes System kann das Wahrnehmungssystem eine solche Unterscheidung *nur systemintern* erzeugen. Da auch »Außenwelt«-Phänomene nur im Bereich systeminterner Beobachtung »existieren«, gibt es keinerlei Möglichkeit, Informationen direkt aus der »Umwelt« (oder aus Texten) zu entnehmen. »Umwelt« (oder Text) ist demnach nur existent als der jeweilige systeminterne, »Umwelt« (oder Text) betreffende Beschreibungsbe reich eines Beobachters innerhalb eines geschlossenen Systems, von dem der Beobachter selbst wieder nur ein Teil ist (ein Systemteil, der ausdifferenziert wird durch Unterscheidung von Selbstbeschreibungsebenen; vgl. unten S. 87 ff.). Umwelt (oder Text) wird halluziniert durch Selbstbeobachtung bzw. *Selbstbeschreibung*, nicht aber durch direkte Außenwelt-Wahrnehmung; erst in einer Art von »Delegation« bzw. »Projektion« werden bestimmte Selbstbeschreibungen einer Außenwelt zugeschrieben bzw. erfolgreich unterstellt. Moderne Systemtheorie denkt »die Welt« systemintern (»im Kopf«), aber gerade nicht als eigenständiges, vom »Kopf« unabhängiges System »Welt«. Die »Welt selbst« kann kein

System sein, denn sie hätte ja keine Umwelt bzw. Außenwelt, von der sie sich, das wäre die Grundvoraussetzung, wiederum als System abgrenzen könnte.

Was wird in konstruktivistischer Sicht unter »System« verstanden? Das ist vielfach beschrieben worden, und daher genügen hier folgende Hinweise: System ist keine substantielle Entität, sondern ein Konstrukt, eine Erklärungsmöglichkeit. Ein System hat Komponenten, die Relationen dieser Komponenten sind in einer bestimmten »Organisation« geregelt. Wandelbar im Rahmen dieser »festen« Organisation sind die Strukturen und Funktionen des Systems. Innerhalb von Organisation, Struktur und Funktion sind die Möglichkeiten von Stabilität und Dynamik bzw. Wandel zu beschreiben, ebenso wie die Möglichkeit der Abgrenzung von anderen Systemen bzw. die Möglichkeit zur »Interaktion«, genauer gesagt: zur strukturellen Koppelung mit anderen Systemen. Es muß in jedem Fall entscheidbar sein, welches zu klärende Phänomen zum System selbst bzw. zu der dem System selbst nicht zugänglichen Umwelt des Systems gehört.

Zur Sonder-Beobachtung forcierte halluzinatorische Beobachtung bringt etwas als »gegeben« hervor, was es ansonsten noch nicht »gibt«, und diese Beobachtung erkennt im gleichen Zuge die bislang herrschenden Wirklichkeits-Konstruktionen ihrerseits als »Erfindung«, sie bringt deren vergessene Konstruiertheit, deren halluzinatorische Momente, deren »Als-ob«, deren Wahrheitsfiktionen wieder zum Vorschein. »Halluzinatorik« meint das Hervorbringen einer Welt-Wahrnehmung, einer Welt-Interpretation, die nicht sogleich schon durch andere Menschen »ratifiziert« erscheint, die zunächst »unbegründet« erscheint aus dem Blickwinkel der vorherrschenden, der gängigen sozialen Wirklichkeits-Konstruktionen. Grundlegende Impulse kulturellen und gesellschaftlichen Wandels entstammen der halluzinatorischen Sonder-Beobachtung, besonders der in Sprache hervorgebrachten und damit potentiell allgemein verfügbaren halluzinatorischen Sonder-Beobachtung; durch den Gebrauch von Sprache kann Halluzinatorik nie »pur subjektiv« werden, sondern verbleibt (wenn auch eingeschränkt) in einem Bereich der individuellen Sozialisation. Wichtige frühe Ansätze zu einem Konzept der »Halluzinatorik« bzw. des »Halluzinatorischen« finden sich bei Carl Einstein (Helmut Heißenbüttel hat wiederholt darauf hingewiesen 1966 a, 1972); in seinem »Nekrolog« (1932) anlässlich des hundertsten

Todestages von Goethe konstatiert Einstein die »halluzinatorische Auflösung und Zerstörung der Persönlichkeit«. ⁷ Einstein polemisiert vehement gegen alle Dichter (allen voran Goethe), die eine autobiographische Konservierung der Persönlichkeit betreiben. Carl Einsteins Kritik betrifft eine Literatur, die das »Ich« immer noch als eine stabile und geschlossene Welt-Erfahrungsmöglichkeit unproblematisiert läßt, Kausalität ungeprüft suggeriert und autobiographisch orientiertes Schreiben traditionell fortsetzt. Carl Einsteins Kritik betrifft den »Logozentrismus«, wie man heute sagen könnte. Carl Einstein nimmt (im Anschluß an den Neukantianer Konrad Fiedler) eine, wie Heidemarie Oehm schreibt, »kognitive Bestimmung der Kunst« vor, und Carl Einstein begreift »Erkenntnis als die Entwicklung und Formung einer neuen Realität aus psychisch latenten, autonom organisierten Komplexen« (Oehm 1976, 36); Erkenntnis wird also auch hier mit Schöpfung, mit Konstruktion gleichgesetzt: »Einsteins und Fiedlers Kunsttheorie stimmen darin überein, Kunst den Anspruch zuzugestehen, eine der naturwissenschaftlichen gleichwertige, wenn auch nicht gleichartige Erkenntnis zu sein (...).« (Oehm 1976, 36) – Bei Einstein ist also bereits die Möglichkeit der Kunst (und Literatur) angedeutet, im Zuge von Halluzinatorik als »epistemologische Metapher« (Eco 1973, 46) zu fungieren. Carl Einsteins Hinweise auf den »Pluralismus der Wirklichkeit« sind im vorliegenden Zusammenhang sicher besser zu handhaben als seine Überlegungen, das »Verschwinden des Ichs« oder die »kollektiven Kräfte« betreffend. Wenn schließlich auch in konstruktivistischer Sicht herkömmliche Trennungen zwischen Subjekt und Objekt verworfen werden, wenn auch hier eine halluzinatorische »Konfundierung« von Subjekt und Objekt erprobt wird, geht es aber gerade nicht wie bei Einstein darum, eine gleichsam subjektunabhängige, »kollektive« Halluzinatorik zu konzipieren; die nicht zu übersehende und nicht zu behebende Krise des autobiographischen Ich kann in der hier vorgeschlagenen Sehweise nicht so ausgelegt werden, daß das »Halluzinatorische« nun selber als subjektunabhängige »Primär-Realität« (Oehm 1976, 30 über Einstein) erscheint – eine »Primär-Realität«, die Einstein wiederum von allen Möglichkeiten einer Phänomenbeschreibung beinahe esoterisch ausnimmt. ⁸ Zugespitzt formuliert: Wirklichkeit ist diejenige »Halluzination«, die wir einerseits selber einigermaßen invariant hervorbringen

können, und Wirklichkeit ist zugleich diejenige »Halluzination«, die andere in ähnlicher Weise wie wir selber als »wirklich« akzeptieren. Menschen konstruieren ihre jeweilige Wirklichkeit nicht »pur subjektiv«, sondern gerade auch individuell-sozialisiert: Die Wirklichkeitsmodelle einzelner Individuen verfestigen (oder verringern) sich in der strukturellen Kopplung mit den Bewußtseinsleistungen anderer Menschen. Wirklichkeit bleibt indessen in jeder Hinsicht ein menschliches Erzeugnis: Sie ergibt sich durch Herstellung und Aufrechterhaltung »kommunikativer« Bereiche, ebenso wie sich eine Veränderung vorherrschender Wirklichkeit (kultureller und gesellschaftlicher Wandel) zunächst nur durch individuelles Handeln abweichend bzw. abgegrenzt von »kommunikativen« Verhaltensweisen ergeben kann. Halluzinatorik als »Erfindung« einer veränderten Wirklichkeit ist zwar u. U. sozial angeregt, jedoch gerade nicht in ihrer besonderen Art und Weise auch schon sozial determiniert: Individuelle kognitive und emotionale Not macht erfinderisch, nicht allgemeine Not (die Mehrheit erträgt, zunächst jedenfalls, nahezu alle Zustände, die einem einzelnen bereits unerträglich erscheinen).

Inwiefern erscheint es möglich, »endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung« als Mechanismus subjektabhängiger Welt-Konstruktion zu entwickeln? Wie läßt es sich begründen, von einer »allgemeinen Halluzinatorik« auszugehen? Wie ist »Halluzinatorik« als Grundkonzept fundierbar? Konstruktivistische Grundannahmen können erklären, warum die jeweils vorherrschende Wirklichkeit zwar graduell erheblich verschieden, aber grundlegend nicht weniger »halluzinatorisch« ist als etwa die künstlerische bzw. literarische Neu-Konstruktion, als die Antizipation einer noch nicht herrschenden Wirklichkeit. Gerade die Geschlossenheit, die operative »Autonomie« menschlicher Kognitions-Systeme, ist die Grundbedingung dafür, daß es überhaupt zu Kreativität und schließlich zu einem Anstoß für Wandel in Kultur und Gesellschaft kommen kann.

2.2 Halluzinatorik und Wahrnehmung

Konstruktivistisch orientierte Biologen, Neurophysiologen und Psychologen sind sich heute weitgehend darin einig, daß das Nervensystem kein reizoffenes Reaktionssystem ist: »Im Funktionieren des Nervensystems (und des Organismus) kann es keinen Unterschied zwischen Illusionen, Halluzinationen oder Wahrnehmungen geben, da ein geschlossenes neuronales Netzwerk zwischen intern und extern ausgelösten Veränderungen relativer neuronaler Aktivität nicht unterscheiden kann. Jede derartige Unterscheidung gehört ausschließlich zum Beschreibungsbereich eines Beobachters, in dem Innen und Außen für das Nervensystem und den Organismus definiert werden.« (Maturana 1982, 255) Das Gehirn steht zwar über Sensoren bzw. Rezeptoren mit einer »Außenwelt« in einer Relation, aber das Gehirn kann die Einflüsse einer »Außenwelt« nur nach gehirn-spezifischen Regeln verarbeiten (und nicht nach den »objektiven« Bedingungen einer »objektiven« Realität). Die gängige Vorstellung, Sinneszellen seien die Tore zur Realität und durch diese Tore kämen (wenn auch »verzerrt«) Informationen herein – diese Vorstellung wäre damit nicht mehr haltbar. Das Gehirn funktioniert gerade nicht als eine Art »Kommandozentrale«, die irgendwelche von außen hereinkommenden Informationen verarbeiten würde. Das Gehirn geht nur mit seinen eigenen Zuständen um, es versteht gleichsam nur seine eigene »Sprache« und nicht die »Sprache« einer realen Außenwelt. Reiz-Wahrnehmung wird bestimmt durch die biologischen und gehirnspezifischen Grundbedingungen des Wahrnehmungs-Systems. Das Nervensystem kann nur »erkennen«, daß es einen Reiz gibt (eventuell wo am Körper es diesen Reiz gibt) und mit welcher Intensität es diesen Reiz gibt, aber das Nervensystem selbst ist außerstande, den Reiz unmittelbar, direkt, seiner »wahren Natur« oder »realen Herkunft« nach zu »erkennen«: Das Nervensystem reagiert nur nach seinen eigenen internen Kriterien; es gibt nur »(...) Interaktionen des Nervensystems mit seinen eigenen Zuständen neuronaler Aktivität.« (Maturana 1982, 148)

Man spricht in diesem Zusammenhang vom *Prinzip der »Undifferenzierten Codierung«*: »Die Erregungszustände einer Nervenzelle kodieren *nur* die Intensität, aber *nicht* die Natur der Erregungsursache. Codiert wird nur: ›So-und-soviel an dieser Stelle

meines Körpers« aber nicht ›Was«. – Anders ausgedrückt, der Signallaß, der von den etwa hundert Millionen Sinneszellen dem Hirn zufließt, trägt keinen Hinweis auf irgendwelche Eigenschaften jenseits dieser Zellen, außer daß sie an bestimmten Stellen der Körperoberfläche gereizt wurden.« (von Foerster 1985 b, 41) Nie wird »(...) die *Qualität* der Erregungsursache kodiert, nur die *Quantität* der Erregung.« (von Foerster 1985 a, 69)

Das Nervensystem übernimmt keine Eigenschaften des Reizes, es bildet keine Eigenschaften des Reizes ab. »Da unsere Sinnesrezeptoren folglich nicht fähig sind, die Unterschiedlichkeit der physikalischen Agentien, die ihre Aktivität auslösten, zu übermitteln, ist die ›prachtvolle Vielfalt‹ unserer Erfahrungswelt, das ›Was‹, ein Ergebnis der Verrechnung der von den Rezeptoren gelieferten Signale.« (von Foerster 1985 a, 48) Das Gehirn ist operativ (bzw. funktional) »autonom«, auch wenn es selbstverständlich vom Körper in Stoffwechselprozessen energetisch versorgt werden muß, auch wenn das jeweilige lebende System selbstverständlich ein »Medium« haben muß, in dem es als biologisches System existieren kann. (Vgl. Maturana 1982, 28 f) Das Gehirn verformt oder verzerrt nicht lediglich irgendwelche Außenwelt-Informationen, sondern es konstruiert gerade auch noch jene Außenwelt, auf die sich seine Wahrnehmungen beziehen. *Das Gehirn verzerrt nichts, weil es gar nichts Äußeres abbildet.*

Zwar könnte man sagen (das hängt davon ab, wie »radikal« man konstruktivistisch vorgehen will), *daß es »Realität« gibt* – im Sinne einer puren Konstatierung einer Welt »da draußen« –, aber das ist auch schon alles, was man über Realität unabhängig von den eigenen Konstruktionsleistungen sagen kann. Was auf der Seite der Reizauslösung in der »Außen-Welt«, in der »Um-Welt« geschieht, bekommt man nie zu Gesicht. »Umgebung« ist kein Etwas, das ein Organismus irgendwie von seinen inneren neuronalen Signalen ableiten könnte, sondern das nur von einem Beobachter des Organismus gesetzt werden kann.« (von Glasersfeld und Richards 1984, 14) Die Oberfläche, die äußeren Grenzen des geschlossenen Systems könnten – wenn man sich dieses System einmal probeweise als Kugel veranschaulicht (in einem freilich unzulänglichen Bild) – nie durchstoßen werden; nichts käme je herein oder ginge je hinaus, auch nicht gefiltert; aber das System, die Kugel wäre »plastisch« und könnte daher verschiedenartig »eingabeult« (deformiert) werden, und *ausschließlich die Verände-*

runge an der Innenseite dieser Deformation würden nun interpretiert, und eben dies ergäbe die jeweiligen Wahrnehmungen.⁹ »Das Gehirn läßt sich als ein funktional und semantisch selbstreferentielles oder selbst-explikatives System auffassen. Unter funktionaler Selbstreferentialität eines Systems verstehe ich die Eigenschaft, mit den eigenen Zuständen rekursiv oder zirkulär zu interagieren, so daß jeder Zustand aus der Interaktion früherer Zustände resultiert. Selbstreferentielle Systeme sind in ihren Zustandssequenzen selbstbestimmt oder autonom. Ihre Zustandssequenzen sind nicht von außen steuerbar. Wichtig ist, daß Selbstreferentialität nicht Isoliertheit bedeutet: Selbstreferentielle Systeme sind (...) durchaus von außen beeinflussbar oder modulierbar. Die Wirkungen dieses Einflusses, seine Quantität und Qualität, sind aber vollständig durch das selbstreferentielle System bestimmt. D. h. ob ein externes Ereignis überhaupt auf das System einwirken kann und, wenn ja, in welcher Weise und Stärke, legt das System fest.« (Roth 1987 a, 240) Zu den auch bei Roth mißverständlichen konstruktivistischen Sprachäußerungen gehören die Bezeichnungen »autonom«, »vollständig«, »ausschließlich« (von innen gesteuert) usw. Natürlich kann man einwenden, daß eine Reaktion, die von außen veranlaßt werden kann, daß ein System, das »beeinflussbar und modulierbar« ist, nicht mehr »autonom« operiert. Richtig bleiben indessen alle Überlegungen, wonach die Art und Weise der Reaktion dann »autonom« abläuft. Die Möglichkeit, daß Computer funktionieren und »andere« Prozesse simulieren können, zeigt, daß »operative Geschlossenheit« praktikabel ist, und die Frage, ob Computer von »außen steuerbar« sind oder nicht, erweist sich in der Tat als eine Frage der Perspektive: Sie kann gleichermaßen verschieden mit »Ja!« und auch mit »Nein!« beantwortet werden. So gesehen kann ein System durchaus zugleich »offen« und »geschlossen« sein, je nach Beschreibungsebene. In konstruktivistischen Überlegungen geht es gerade um die *Autonomisierung aller Wahrnehmungs-Funktionen unabhängig von »realer« Außenwelt*; es besteht für Individuen durchaus die Möglichkeit, vollkommen »resistent« zu reagieren, jedenfalls undeterminiert. »Die Welt im Kopf« – dies ermöglicht die notwendige Komplexitäts-Reduzierung. Nur in dieser funktionalen Autonomie kann ein lebendes System überhaupt bestehen: Ein umwelt-offenes System würde unter Reizüberflutung zusammen-

brechen. Gerade weil das Nervensystem ein funktional bzw. semantisch geschlossenes System ist, kann es lebensfähig bleiben; würde es auf all das in gleicher Weise reagieren müssen, was »da draußen ist«, dann gäbe es keine Anpassung und keine Gewöhnung und keine Auswahl: binnen kurzem wäre das System überlastet. Es ist in der Tat paradox und aporetisch: Gerade weil »Realität« nicht zu erkennen ist, kann man »realistisch«, das heißt: lebensfähig, geeignet, passend, viabel handeln. »Erkenntnis ist nur möglich, weil sie keinen Zugang zur Realität außer ihr hat.« (Luhmann 1988 a, 9)

Stets hat man nur Skizzen und Landkarten (und Karten von Karten und Skizzen von Skizzen); das eigentliche Territorium bleibt unerfahrbar. Nie hat man das Original (oder einen Original-Text, der gleichsam alle Bedeutungen schon in sich gespeichert hätte).¹⁰ Die unbegrenzte Vielfalt der »Realität«, die »Schönheiten einer Landschaft« wären so gesehen nicht das Ergebnis einer irgendwie doch erfolgten (oder erhofften) Abbildung, sondern sie wären das Ergebnis einer systeminternen Verrechnung der von den Sinneszellen gelieferten Signale. – Fotoapparate, Filmkameras und Filme beweisen nicht die objektive Richtigkeit der menschlichen visuellen Wahrnehmung; sie beweisen allenfalls, daß Menschen fähig sind, Apparate und Filme zu bauen, die ihre Konstruktionen auf gleichsam »anderer Ebene« wiederholen, die schließlich zu analogen Wahrnehmungen führen bzw. die als solche akzeptiert werden. Andererseits sind Wahrnehmung und Erkennen ohne Berücksichtigung individueller Sozialisation überhaupt nicht denkbar: »Das Gehirn hebt die prinzipielle Isolation aller neuronalen Systeme von der Welt dadurch auf, daß es die Welt als interne Umwelt konstituiert und mit dieser umgeht. Dies gilt insbesondere für die soziale Umwelt. Und so ist es kein Widerspruch, daß unsere individuelle, in sich geschlossene Wirklichkeit eine soziale Wirklichkeit ist.« (Roth 1987 a, 253) Rückwirkend in bezug auf den ganzen Abschnitt »Halluzinatorik und Wahrnehmung« muß allerdings gesagt werden, daß Wahrnehmung keine Leistung der Nervenzellen bzw. des Gehirns ist; ein solcher Reduktionismus läßt sich vermeiden. Auch das Gehirn besteht nicht nur aus Zellen, sondern auch aus Operationsweisen (bzw. »Ereignissen«; vgl. Luhmann 1990, 38), und selbstverständlich darf man sich keine homunculus-ähnliche Vorstellung von der Beobachter-Interpretation neuronaler Zustandsveränderungen machen.

»Hamlet und Horatio treffen sich auf der Bühne des Stadttheaters in Bielefeld, wobei Horatio ein neues Manuskript Luhmanns über Bewußtseinstheorie aus der Tasche zieht. Hamlet findet darin weitere Gründe für seine Melancholie, weil sich das Bewußtsein selbst nicht durchschauen kann und keinen Halt an sich findet, aber Horatio weist ihm nach, daß nur deshalb das Bewußtsein überhaupt sozialfähig ist.« (Schwanitz 1990, 8)

2.3 Kognition, (Selbst-)Beobachter

Aussagen über die Beschaffenheit der »Welt« (und der »Literatur«) ergeben sich jetzt aus einem Konzept der konstruierenden Beobachtung bzw. aus einem Konzept der »Kognition«. Eine sorgfältige Untersuchung enthüllt nicht die Eigenschaften der »Welt« oder der »Literatur«, sondern die des Beobachters. Ohne Kontakt nach außen, in differenter, aber stets nach internen Kriterien geformten Prozessen der Selbstbeobachtung unterscheidet der Selbstbeobachter zwischen Halluzination und Wirklichkeit, zwischen Außenwelt und Innenwelt. Die jeweilige Unterscheidung zwischen Halluzination und Wirklichkeit kommt nicht in direkter Abhängigkeit von fehlenden bzw. vorhandenen Umweltreizen zustande, sondern durch »Kognition«, d. h. durch gedankliche und emotionale, durch sprachliche und nicht-sprachliche, durch bewußte und nicht-bewußte Formen der Selbstbeobachtung bzw. Selbstbeschreibung.

»Kognition« gilt hier als eine spezifische Form der Selbstbeobachtung, der Selbstbeschreibung, der Selbstinterpretation und Selbstinstruktion der in einem geschlossenen Wahrnehmungssystem ablaufenden Prozesse. Die Aufmerksamkeit richtet sich nunmehr auf systeminterne Aktivitäten, Relationen, Regelkreise, Kopplungen und Rückkopplungen (nicht auf »reale« Objekte oder »Tatsachen«). Aufgrund der Netzwerk-Eigenschaften des Nervensystems können »(...) rekursive Operationen (zyklische Verläufe neuronaler Aktivierung) auftreten, in denen ein Nervensystem mit sich selbst interagiert, indem es seine eigenen Aktivitäten in einem potentiell unendlichen Prozeß durch eigene Aktivitäten repräsen-

tiert. Rekursive Operationen gelten daher als Voraussetzungen bzw. als notwendige Bedingungen für Bewußtsein und Selbst-Bewußtsein. – Dies wiederum ermöglicht dem System, innerhalb seines kognitiven Bereiches zwischen »innen« und »außen« zu differenzieren, und d. h. auch, mit Objekten in einer Außenwelt zu interagieren.« (Rusch 1987 c, 231)

»Kognition« bezeichnet die komplexe Selbstbeobachtungs- bzw. Selbstbeschreibungs-Dynamik lebender Systeme. Wenn man es auf eine Kurzformel zu bringen hätte, dann kann »Kognition« all das bezeichnen, was man sinnvollerweise als »Wissen« (Maturana spricht von »knowing«) verstehen kann. Dies ist nicht unbedingt eine optimistische Sicht von Wissen; dieses »Wissen« ist weder ausschließlich noch dominant vernunftorientiert; rationales »Wissen« trifft – konkurrierend – auf irrationales und emotionales »Wissen«. Leider stellt insbesondere Maturana nicht explizit oder oft nur äußerst knapp dar, wo sein Kognitionsbegriff anfängt bzw. wo er endet, inwieweit er Sprachliches von Anfang an oder erst in der Konstituierung eines Meta-Bereichs betrifft; und unklar erscheinen mir bei Maturana z. T. auch die Grenzen zu den Bezeichnungen »Interaktion« und »Kommunikation«. Im vorliegenden Zusammenhang sind daher folgende Kennzeichnungen nachzutragen: *Kognition muß gerade auch noch Emotion einschließen. Wirklichkeitsmodelle sind immer auch emotionale Modelle. Wirklichkeit wird mit relevanten emotionalen Anteilen konstruiert.* Gerade innerhalb des hier vorgeschlagenen Konzepts ließe sich das Konstrukt »Emotion« vollständig in das Konstrukt »Kognition« überführen. Verkürzt gesagt: Emotionen ließen sich vorstellen als gerade nicht un-auffällige, gerade nicht routinierte Kognitionen über das eigene Verhalten; Freude, genauso gut wie Enttäuschung – also beides (wenn man so will) »Krisen« – könnten als »ungewöhnliche«, »verschärfte« Prozesse der Selbstbeschreibung gelten. Die Trennung zwischen gedanklichem »Erkennen« und emotionalem »Erkennen« ist äußerst problematisch, weil sie zumindest auf grundlegender kognitiver Ebene gar nicht besteht (vgl. Groeben und Scheele 1977, 103; Huber und Mandl 1983; zu einer konstruktivistischen Integration von Fühlen und Denken bzw. zu entsprechenden psychologischen Folgerungen vgl. Ciompi 1986, Emrich 1992, Wiesner und Willutzki 1992); in nicht unproblematischer Weise erscheinen bei Maturana, etwa 1990, 144 ff., Emotionen den Kognitionen vorgeordnet – bis hin

zu der Behauptung, »soziale Systeme« seien auf »Liebe« aufgebaut: 1990, 151). Der »Selbstbeschreibungs-Roman«, die »endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung« (vgl. Kap. 3.) liefert die jeweiligen Kriterien, nach denen sich dann das konkrete Verhältnis von emotionalem und rationalem Wissen bemißt.¹¹ Emotionale Krisen (andere sprechen von »Neurosen«) erscheinen hier nunmehr als Selbstüberzeugungs-Rituale mit »eingebauten« Hindernissen, z. B. in ungelöster Konkurrenz zu anderen Selbstüberzeugungs-Ritualen, zu anderen Selbst-Ansprüchen, etwa den Ansprüchen der eigenen Sozialisation; diese Darstellung wäre kompatibel mit Luhmanns Vorschlag, Gefühle als »Immunktion des psychischen Systems« zu verstehen. (1984 a bzw. 1987 a, 371)

Ein solcher Kognitions-Begriff unterscheidet sich erheblich von dem Kognitions-Begriff (oder den Kognitions-Begriffen) der sog. »kognitiven Psychologie«, wo Kognition – aufs Ganze gesehen – oft kaum etwas anderes meint als das, was man üblicherweise mit »Denken« bezeichnet. Natürlich gibt es nicht *die* »kognitive Psychologie«; jedoch hinsichtlich dessen, was hier wichtig ist, bleiben die Verallgemeinerungen durchaus im Rahmen des Üblichen; zur Frage, inwieweit es sich bei der kognitiven Psychologie um eine geschlossene Forschungsrichtung handelt, vgl. List 1981, 42 ff.; zu den verschiedenen Kognitions-Begriffen und den damit verbundenen Problemen siehe Groeben und Scheele 1977, 28 ff.; oder auch Frankena 1969, 230 ff. – Kognition kann hier aber auch »(...) nicht von Perzeption getrennt werden, denn die Unterschiede zwischen Wahrnehmung, Vorstellung und Denken sind von kognitiven Systemen selbst getroffene Unterscheidungen. Insofern ist auch die Beschränkung der Elemente kognitiver Systeme auf »Gedanken«, wie Luhmann sie vornimmt, unangemessen.« (Roth 1987 c, 414; gemeint ist Luhmann 1985) Gleichmaßen kann aber »Kognition« nicht ausschließlich als »biologisches Phänomen« verstanden werden, wie Gerhard Roth in seiner Kritik an Maturana gezeigt hat. (Vgl. Roth 1987 b; bzw. hier in diesem Buch die S. 186 ff.) Mittlerweile bestätigen empirische Untersuchungen auch den starken Einfluß von (Selbst-)Kognitionen auf die eigenen physiologischen Prozesse; es gibt viele experimentelle Bestätigungen, daß etwa Schmerzempfindungen nur sehr bedingt von der physikalischen Stärke des Schmerzes abhängen, dagegen erheblich von Überzeugungen, Einstellungen, Selbstkonzepten und

vor allem von Selbstbewertungen. (Vgl. dazu J. Frank 1961; Zimbardo 1969; Bem 1979)¹² Ein wenig skeptisch folge ich der Behauptung von Groeben und Scheele, »(...) daß sich besonders in der interkulturellen Forschung mittlerweile auch die Vorstellung von Sexualität als sekundärem, also kultur- und sozialisationsmäßig geprägtem Motiv durchzusetzen beginnt.« (Groeben und Scheele 1977, 104)

»Kognition« bezeichnet innerhalb konstruktivistischer Grundannahmen den Mechanismus der Weltkonstruktion: Menschen erzeugen ihre Welt kognitiv, und diese Welt ist die einzige Welt, die sie haben. *Kognition ist daher prinzipiell subjektabhängig* (d. h. von Menschen, nicht von der »Realität« gemacht). Kognition ist ein eminent aktiver Konstruktionsvorgang, jedenfalls kein passives Rezipieren von Außenwelt-Strukturen. – Eine Beobachtung bzw. ein Beobachter kommt im vorliegenden Zusammenhang durch Meta-Kognition zustande, d. h. durch (Dimensions-)Erweiterung des kognitiven Bereichs; *durch inneres und äußeres Sprechen* wird man notwendigerweise zu einem Beobachter; und durch Sprache handelt man nicht nur individuell, sondern auch »sozial« (soweit dies die Geschlossenheits-Voraussetzung vorsieht); durch die Verwendung von sprachlichen Bezeichnungen schafft man eine scheinbar von sich unabhängige Umwelt. Es ist innerhalb von konstruktivistischen Überlegungen üblich geworden, von dem »Beobachter« zu sprechen. Vielleicht wäre es weniger mißverständlich, man hätte immer nur von »Beobachtung« gesprochen, denn man darf sich »Beobachter« nicht irgendwie personifiziert, sondern nur als Funktion, als Prozeß-Möglichkeit vorstellen. (Insofern macht es auch wenig Sinn, von »Beobachter/Beobachterin« zu sprechen; in einem Maturana-Text (bzw. einer Übersetzung) ist dies bereits geschehen; vgl. Maturana 1988)

Der zwischen Halluzination und Wirklichkeit unterscheidende Selbstbeobachter tritt also, und dies macht die Verstehensschwierigkeiten aus, nicht aus dem System heraus, sondern allenfalls in einem metaphorischen Sinne verhält sich der Beobachter zu dem System, in dem er selbst enthalten ist. »Wahrnehmung und Halluzination existieren nur für den Beobachter eines sich verhaltenden Organismus, und zwar im Sinne von Unterscheidungen, die in dem Interaktionsbereich getroffen werden, den er definiert, und nicht als unterscheidbare Zustände der Dynamik des Nerven-

systems.« (Maturana 1982, 285) *Die Unterscheidung zwischen Halluzination und Wirklichkeit bleibt ontologisch »grundlos«* (gleichsam ohne »Garantie«), wie »erfolgreich«, wie gangbar, wie lebbar, wie viabel sie dann in einzelnen Lebens-Situationen auch immer hergestellt werden mag, wie stark diese Unterscheidung auch immer durch Kommunikation »bestätigt« zu werden scheint. Die Unterscheidung ihrerseits erzeugt den Unterschied, erzeugt die jeweils dann getrennt erscheinenden Entitäten »Außenwelt« bzw. »Innenwelt«.

Bezugsgröße jeden Erkennens ist nicht die Wirklichkeit, ist nicht die Realität, ist nicht die Außenwelt, sondern ist die Art und Weise der Beobachtung; *die sich als Selbstbeschreibung vollziehende Beobachtung liefert also die Bezugsgröße*. Es geht um die *Organisation von Selbstbeschreibungen* (interne »Erfahrungen« werden verglichen mit internen »Erfahrungen«), nicht um eine wie auch immer verzerrte ikonische Relation zu einer subjektunabhängigen Wirklichkeit; Außenwelt-Wahrnehmungen »(...) sind »wirklich« in dem Sinne, daß wir unsere Erfahrungen tatsächlich in dieser Weise organisieren.« (von Glasersfeld und Richards 1984, 21); es geht – und dies ist der entscheidende epistemologische (Paradigmen-)Wechsel – um eine *Kognitions-Theorie des Wissens*, nicht mehr um eine Erkenntnis-Theorie des Seins (bzw. des Seienden). »Reale Welt« (sofern man davon überhaupt noch reden will) und kognitive Welt wären überschneidungsfreie Phänomenbereiche; kognitiv gehen wir nicht mit der »Realität« um, sondern mit den eigenen Wirklichkeits-Konstruktionen; »real« (wenn man so will) sind nur unsere eigenen Modelle.

Der Beobachter kann mit seinen eigenen Kognitionen so umgehen, *als ob* diese Kognitionen »unabhängige Gegenstände« wären; der Beobachter kann also unabhängige Gegenstände »simulieren«. »Als Beobachter setzen wir den Beobachter gewöhnlich stillschweigend voraus, und weil wir damit gleichzeitig seine Universalität unterstellen, schreiben wir viele der invarianten Merkmale unserer Beschreibungen, die dennoch strikt auf den Standard-Beobachter zu beziehen sind, fälschlicherweise einer Realität zu, die ontologisch objektiv und von uns unabhängig sein soll.« (Maturana 1982, 237) Die vorläufige Unterscheidung zwischen dem essayistischen, halluzinatorisch verfahrenen Sonder-Beobachter und dem Standard-Beobachter wird später präzisiert, wenn die Relationen zwischen Halluzination, Essay, Interpreta-

tion, Kritik, Wissenschaft, Standard-Beobachtung, Teilnahme, Literaturwissenschaft, Literatur-Kritik, Rezeption usw. genauer dargelegt werden. (Vgl. insbesondere Kap. 4)

Kein psychisches System ist sich selbst vollständig zugänglich. Die Innen-Außen-Differenz als stabilstes Kennzeichen auch dieses Systems (»Ich« ist kein »Anderer«) bezeichnet zugleich auch die paradoxe Lage des Selbstbeobachters: Der Selbstbeobachter erreicht die eigenen systeminternen Vorgänge, die ursprünglichen Mechanismen seines Verhaltens nie mehr. »Es gehört zur Selbstreferenz von *Beobachtern ersten Grades*, daß sie *nicht* sehen, daß sie Teil dessen sind, was sie beobachten. Mit anderen Worten: Beobachter/Beobachtungen ersten Grades verdanken sich dem Unsichtbarwerden eines ihnen zugrundeliegenden Paradoxons. Darüber hinaus spricht die systemtheoretische Epistemologie aber von einer Ebene »*unterhalb*« und einer infiniten Anzahl von Ebenen »*oberhalb*« der Beobachtung ersten Grades. »*Unterhalb*« der Beobachtung ersten Grades wird eine Koppelung angesetzt, die keine »neuen« Systemzustände hervorbringt, mithin sich selbst gegenüber »*blind*« bleibt und also auch nicht die (Einheit der) Differenz zwischen den die Koppelung konstituierenden Systemen »sehen« kann. »*Oberhalb*« der Beobachterebene ersten Grades werden weitere *Beobachterebenen* ($1 + n$ -ten Grades) angesetzt, von denen aus die konstitutiven Paradoxien der jeweils unter ihnen liegenden Beobachterebenen »gesehen« werden können, die aber für sich den unvermeidlichen »blinden Fleck« ihrer eigenen konstitutiven Paradoxie unsichtbar halten müssen. Jeweilige System-Koppelungen scheinen nicht auf jeweils ausschließliche Beobachterebenen festgelegt zu sein, sondern einen Wechsel, ja sogar ein regelmäßiges Oszillieren zwischen verschiedenen Beobachterpositionen zu erlauben.« (Gumbrecht 1991, 475)

Alle Aspekte, Rollen, Spaltungen und Multiplikationen der Selbstbeobachtung sind innerhalb *eines* Systems zu belassen, das nur sinnvoll verstanden werden kann, gerade wenn es als *ein* System verstanden wird. So gesehen würde auch die durchaus richtige Annahme etwa von der Vielzahl der »Ichs« immer noch die hinreichende Stabilität *eines* Systems bewahren; die Integrationsfähigkeiten dieses Systems wären erst mit dem Tod abgebrochen, aber sie wären noch nicht einmal bei »Realitätsverlusten« (etwa bei »Schizophrenie«) vollständig erschöpft. Die Selbstbeobachtungs-Rollen lassen sich im Prinzip endlos rekursiv erweitern:

Der Selbstbeobachter beobachtet sich, beobachtet sich bei der Beobachtung usw.¹³ Der hier unterbreitete Vorschlag hat den Vorteil, daß er nicht in der Gefahr steht, Konstrukte, Selbst-Rollen, Selbst-Faktoren zu verdinglichen und auf wenige Positionen zu verteilen, wie zum Beispiel »I« und »Me« bei George Herbert Mead; »Es«, »Ich« und »Über-Ich« bei Freud; »personen-zentriertes« oder »situationszentriertes« Selbst in der sog. Selbstkonzeptforschung; »subjektives« bzw. »objektives« Selbst bei Lundholm (1940); »phänomenales Selbst« und »Kernselbst« bei Charlotte Bühler (1959); »Selbstmodell« versus »Situationsmodell« oder auch »privates« versus »öffentliches« Selbst bei Schwarzer (1981); und ganze Psychotherapien verkaufen auf der Basis einer Differenz von »realem« und »idealem« Selbst die »Selbstverwirklichung«.

Mit der Bezeichnung »System« wird es möglich, zur Erklärung bestimmter Funktionsweisen von psychischen Systemen im Prinzip so viele Komponenten einzuschalten, wie zur Erklärung des jeweiligen Phänomens erforderlich sind. Wären innerhalb von »Selbst« die Positionen einigermaßen festgelegt, dann würde es sicher keine »Krise« anzeigen, wenn jemand sagen würde: »Ich verstehe mich selbst nicht (mehr)!« Gerade weil es keine klar geordneten Instanzen gibt, gerade weil man nicht weiß, welcher inneren »Stimme« jeweils Recht zu geben ist, kann es überhaupt zu einer »Krise« kommen; wäre nämlich dem Selbstbeobachter klar, wer genau wen nicht versteht, dann wäre eben damit schon die »ganze« Lösung des Selbst-Verstehensproblems gefunden. Alle Propagierungen des »wahren«, »eigentlichen« Selbst (etwa im Sinne von Alice Miller 1979), alle Propagierungen der »Selbstverwirklichung« erscheinen einigermaßen fahrlässig.

»Selbst« fungiert – anders als in philosophischen Überlegungen (vgl. zuletzt Kienzle und Pape 1991) – in vielen psychologischen Ansätzen als gigantisches Konstrukt, dessen Konstruktcharakter geradezu planmäßig verschwiegen wird. Auch ein die jeweiligen Erklärungsansätze nur knapp darstellender Bericht über die derzeit verfügbaren psychologischen Arbeiten zum »Selbst« würde Bände füllen; allein in der sog. »Selbstkonzept-Forschung« ist die Zahl der Einzelarbeiten mittlerweile nicht mehr übersehbar, und die Zahl der Mini-Theorien läßt eine einheitliche Selbstkonzept-Theorie kaum noch erahnen. (Vgl. Rustemeyer 1986) Gerade hinsichtlich der Frage, wie der Konzeptualisierungs-Vorgang im je-

weiligen Selbst-Konzept zu denken sei, herrschen unklare und widersprüchliche, vor allem aber mit konstruktivistischen Grundannahmen nur selten kompatible Verhältnisse; so schreibt Daryll J. Bem im Zusammenhang mit seiner »Theorie der Selbstwahrnehmung« (um jetzt nur ein Beispiel zu nennen): »Menschen erkennen ihre Einstellungen, Gefühle und andere innere Vorgänge teilweise dadurch, daß sie aus der Beobachtung ihres eigenen Verhaltens und/oder der dieses Verhalten begleitenden Umstände Schlußfolgerungen ziehen. In dem Maße, in dem innere Hinweise schwach, mehrdeutig und uninterpretierbar sind, ist eine Person funktional in der gleichen Position wie ein außenstehender Beobachter, der sich auf äußere Hinweise verlassen muß, wenn er innere Zustände der Person erschließen will.« (1979, 97) Abgesehen davon, daß der Selbstbeobachter aufgrund von Systemgeschlossenheit auch »funktional« nicht in der genau gleichen Lage ist wie ein »ausenstehender Beobachter«, ist auch die Annahme Bems zu korrigieren, der Selbstbeobachter müsse »teilweise« Schlußfolgerungen aus dem eigenen Verhalten ziehen: Unvermeidlich, grundsätzlich ist dies so; die eigenen Motive, Einstellungen und Verhaltensweisen sind dem Selbstbeobachter prinzipiell nicht direkt zugänglich; der Selbstbeobachter kann darauf jeweils immer nur schließen eben durch die Folgerungen, die er jeweils aus seinem Verhalten zieht; und in diesem Prozeß der Schlußfolgerung liegt eine Komponente relativer Wahlfreiheit: Der Selbstbeobachter kann diesen, aber auch einen anderen (wenn auch nicht beliebig anderen) Schluß ziehen.

»Selbstbeschreibung« impliziert notwendigerweise Rollenmodifikationen (wenn auch ohne klare, etwa hierarchische Zuordnung): Der Wechsel der Beschreibungsebenen, das Ausbilden vieler, teilweise kontroverser Beobachterrollen, die im Prinzip endlos rekursiven Selbstbeschreibungs-Möglichkeiten zeigen die Unabschließbarkeit der Selbsterkenntnis. Auch wenn der Beobachter sich zusätzlicher Apparate bedient, ist er auch dann immer noch gezwungen, die mit Hilfe der Apparate gemachten Beobachtungen zu *interpretieren*, und die jeweils kognitive Operation (und ihr Interpretations-Moment) bezeichnet zugleich die Begrenztheit, die »Täuschungs«-Möglichkeit der jeweiligen Selbstbeschreibung¹⁴ (zum konstruktivistischen Gebrauch der Bezeichnungen »Selbstbeschreibung« und »Selbstbeobachtung« vgl. auch Luhmann, vor allem 1984 a bzw. 1987 a).

Die Beobachtung und das »Berichten« von der Beobachtung liegen – logischerweise – zeitlich später, und sei es nur für Sekundenbruchteile, als der innere Vorgang, von dem berichtet wird; der Selbstbeobachter kann seine Selbstprozesse am Ausgangsort nicht mehr aufsuchen. Selbstbeschreibungen vergangener Ereignisse sind weniger ein »Abrufen« gespeicherter Erlebnisse, sondern Selbstbeschreibungen sind *gegenwärtig* angefertigte Beschreibungen, die je nach Zweck mehr oder weniger brauchbar für das vergangene Ereignis stehen können. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Erzählens, daß sich grundsätzlich nur von solchen Ereignissen, die als bereits vergangene Ereignisse illusioniert werden, erzählen läßt – selbst eine Ankündigung, eine Voraussage wird von einer Position getroffen, die gleichsam diese Ankündigung, diese Voraussage schon überholt hat, von ihr also erzählen kann. (Siehe auch unten die Ausführungen zum »Zeit«-Konzept S. 154 ff.)

Gerade weil es eine kategoriale Differenz zwischen der Ebene des Beobachters und dem »Gegenstand« der Beobachtung gibt, weiß man nicht genau, wie diese Differenz im Einzelfall konkret aussieht; aber weil man zuverlässig weiß, daß es diese Differenz gibt und daß diese Differenz äußerst bedeutsam ist (denn nur sie erklärt die Schwierigkeiten der Selbstbeschreibung), muß man diese Differenz eher übertreiben als herunterspielen: Selbstbeschreibungen, vor allem als sprachliche Selbstäußerungen, sind alles andere als einfache, nahtlose Verlängerungen vorhergehender innerer Vorgänge; etwas, was mit Sprache wenig oder gar nichts zu tun hat (nämlich ein innerer Vorgang, ein Selbstprozeß, eine Kognition etc.), wird nun zu einem Text transformiert; Selbstbeschreibungen sind nur sehr unzureichend in Sprache überführbar. Verbale Prozesse sind für Verhalten weder notwendige noch hinreichende Bedingungen. (Siehe auch den Abschnitt »Inneres Sprechen«.)

Bei jeder Beschreibung hat man zwar einen Unterschied »bewußt/nicht bewußt« zu berücksichtigen, es besteht indessen keine Verpflichtung, diese Differenz zugunsten des Nicht-Bewußten (»Unbewußten«) aufzuladen, wie das etwa die Freud'sche Psychoanalyse tut; es besteht kein zwingender Grund anzunehmen, eine unbewußte Sperre hindere die betreffende Person, sich »frei« und »richtig« zu äußern, vielmehr ist dies grundsätzlich unmöglich. Dabei ist aber nichts unbedingt immer irgendwie

»verdrängt«, sondern die betreffende Person verfügt überhaupt nicht – im Fall der Selbstbeobachtung und Selbstäußerung – im vollen Umfang über sich selbst. Kognitive, emotionale und physiologische Verstehensprozesse sind dem Bewußtsein zwar nicht direkt zugänglich, *sie behalten selbst starke »halluzinatorische« Momente*, aber sie sind auch nicht in ein geheimnisvolles und grandioses »Unbewußtes verdrängt«; wir könnten weit mehr und weit besser Auskunft über uns geben, wenn wir zunächst überhaupt die Voraussetzung akzeptierten (etwa durch Kritik psychoanalytischer Prämissen), wir seien dazu in der Lage und die nicht überbrückbaren Differenzen der dabei gewechselten Selbstbeschreibungsebenen seien etwas »Selbstverständliches«. Es geht um ein eher triviales Nicht-Bewußtes, um ein im Prinzip gerade nicht unlösbares Formulierungs-Problem im Rahmen der jeweiligen Selbstbeschreibungsmöglichkeiten: *Eine kategoriale Innen-Außen-Differenz (ein »Black-Box-Phänomen«)*, die es unmöglich macht, genau zu sagen, was »innerlich« vorgeht, *gibt es immer* (eine zweite analysierende Person kann sie weder »besser« überwinden, noch »besser« imaginieren als der Selbstbeobachter). Man muß die Beobachter/Beobachtetes-Differenz zwar als kategorial, nicht aber als sonderlich geheimnisvoll verstehen: Wenn man über innere Vorgänge aufgrund des Wechsels der Beobachtungsebenen nichts Genaueres sagen kann, dann besteht von vornherein auch kein Anlaß, innere Vorgänge zu mystifizieren. Wir haben beispielweise auch keinen Zugang zum »semantischen Gedächtnis«, aber wir können darauf schließen, ebenso wie wir darauf schließen können, daß es Moleküle oder Protonen »gibt«.

Es gibt auch keine psychologisch bedeutsame Tiefendimension der Sprache, wie dies Bandler und Grinder in ihrem seinerzeit vielbeachteten Buch »Metasprache und Psychotherapie. Struktur der Magie« (1981) unterstellten. Chomskys Unterscheidung zwischen einer Oberflächen- und einer Tiefenstruktur der Sprache, auf die sich Bandler und Grinder berufen, ist rein formal, rein technisch, nicht psychologisch relevant. Eine Tiefenstruktur ergibt sich aus einer einigermaßen mechanischen Vervollständigung des Bedeutungs-Umfangs (des Semantik-Pools) der Oberflächenstruktur; das heißt: Selbstbeobachtungen, Selbstäußerungen und Selbstinstruktionen lassen sich niemals allein auf der feststellbaren Textebene analysieren und einschätzen, sondern sie sind in jedem Fall zu binden an zusätzliche Annahmen über die jeweilige Per-

son, vor allem aber auch an Informationen über den Forscher und seinen jeweiligen Ansatz.

Die jeweilige Selbstbeobachtung, die in psychischen Systemen angefertigt wird, ist zwar nicht beliebig, nicht willkürlich, aber eben auch nicht notwendig, nicht zwangsläufig; wir wissen zwar, daß ein Selbstbeobachter nicht *jede* mögliche Selbstbeobachtung hervorbringen kann, aber man muß sich andererseits auch eingestehen, daß die jeweils vorliegende, jeweils präsente Beobachtung nur eine der unübersehbar vielen Beschreibungen ist, die genau diese Person zum gleichen »Gegenstand« hervorbringen könnte. »Zwingend« ist die jeweils vorliegende Beobachtung allenfalls in äußerlichster Hinsicht, nämlich insofern, als zum gleichen Zeitpunkt keine andere Beobachtung konkret vorliegt; die Vorstellung weiterer Ausprägungen der Selbstbeobachtungen, den gleichen »Gegenstand« betreffend, findet grundsätzlich weiter statt. In vieler Hinsicht entsteht hier das gleiche Problem wie das beim Zusammenhang von »Wort« und »Gegenstand«: Der Zusammenhang ist unbestreitbar und auch nicht stornierbar, aber im gleichen Zuge ist er auch arbiträr und aleatorisch am Rande des Zusammenhangverlustes.¹⁵

Wie bei jedem Interpretations-Problem gibt es auch hier nicht die einzig »richtige« Art, sich zu beobachten und sich über sich selbst zu äußern, jedoch sind nicht alle Arten, sich zu beobachten und sich über sich selbst zu äußern, gleich »gut«; der Gütegrad der Selbstbeobachtung und Selbstäußerung bemißt sich indessen nicht nach der »Wahrheit«, nach der »Richtigkeit« der Beobachtung und der Selbstäußerung, sondern nach der operationalen Zweckmäßigkeit im jeweiligen Diskurs: Jemand, der seine gegenwärtige Situation als bedingt durch Störungen früherer Leben beschreibt (sagen wir: am Hof von Ramses II.), verfährt in unserer Kultur mit dieser Selbstbeschreibung gegenüber seinen Mitmenschen (sofern sie nicht ihrerseits an »Rebirthing« glauben wollen) tyrannisch. In gewisser Weise ist auch die Psychoanalyse eine »tyrannische« Form der Selbstkonzeptualisierung, unterstellt sie doch weitgehende »Verdrängungen« des Selbstbeobachters und eine entsprechend verstärkte Macht für eine andere Person, für den Analytiker, Relevanteres zu sehen als der Selbstbeobachter. Weniger tyrannisch sind moderne Formen der sogenannten kognitiven Psychotherapie, die die Chancen des Selbstbeobachters zwar nicht in jeder Weise gewährleisten, aber sie doch verhältnismäßig

stark überhaupt erst einzuräumen versuchen. (Vgl. etwa die Überlegungen von Groeben und Scheele zur Erhebung »Subjektiver Theorien« 1984)

Selbstbeobachtungen haben grundsätzlich den Status von Hypothesen, deren Verifikation ohnehin nicht möglich ist und deren Falsifikation nur im Rahmen kultureller Diskurse (etwa in den verschiedenen Richtungen der Psychotherapie) möglich ist, sofern dort die Regeln der Selbstbeobachtung explizit vorliegen, sofern und insoweit diese Regeln lehr- und lernbar sind. Stets arbeitet aber der Selbstbeobachter mit Mutmaßungen, mit Unterstellungen, mit Prognosen, die freilich unbestreitbar, abhängig von der jeweiligen Fragestellung, sehr zweckmäßig sein können. In der Psychologie wird hingegen die Gültigkeit von Selbstbeobachtung zumeist nur deshalb angezweifelt, weil es für Selbstkonzeptualisierungen praktisch kein »externes« Validitätskriterium gibt: »Was jemand tatsächlich über sich selbst denkt, kann bekanntlich nur er selbst wissen (...)« (Mummendey 1981, 9). Demgegenüber gibt es auch kein »internes« Validitätskriterium: Auch der Selbstbeobachter kann nicht valide wissen, was er über sich selbst denkt. Skepsis ist daher auch angebracht gegenüber solchen Beurteilungen, Selbstschemata, selbstbezogene Kognitionen stellten »für die Person »psychische Realität« und für den Forscher empirische Sachverhalte dar.« (Filipp 1979, 148) Wenn innere Vorgänge weder direkt noch ausschließlich und oft noch nicht einmal primär das »determinieren«, was dann von ihnen »berichtet« werden soll, dann »lehrt« also auch der innere Vorgang nicht hinreichend, was dann geäußert werden soll: Der Lernprozeß des Berichtens wird nicht an Ort und Stelle, sondern auf der Beobachterebene gestaltet; Selbstbeobachtung erscheint dabei auch als ein Sozialisationsphänomen, nicht nur als ein Phänomen innerer, absolut autonomer (Fort-)Entwicklung; Selbstbeobachtung ist damit nicht nur ein individuelles, sondern auch ein konventionalistisches, keinesfalls aber »realistisches« Phänomen.¹⁶

»Sag' doch einfach, was du denkst!«, »Sagen Sie doch einfach, was Sie denken und fühlen!«, »Laß' es doch einfach heraus!«, »Öffnen Sie sich einfach!«, »Was genau geht jetzt in Ihnen vor?«, »Berichten Sie genau, was Sie jetzt zu sich selber sagen!« – Oder beim Verfassen von Texten (Berichten, Aufsätzen etc.): »Schreib' doch einfach nieder, schreiben Sie doch einfach auf, was Dir, was Ihnen gerade durch den Kopf geht!« – Solche häufig zu hörenden Auf-

forderungen und Fragen verlangen strenggenommen Unmögliches. »Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?« – Eine solche Frage unterstellt, daß die befragte Person sich eigentlich etwas gedacht haben müßte und daß sie zusätzlich noch in der Lage sei, davon zu berichten. Die gefragte Person muß indessen erst die Regeln des spezifischen Fragespiels – »Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?« – verstehen und als eigenes Verhalten akzeptieren, um dann schließlich antworten zu können. Die Beichte muß erst erlernt werden; das Sich-Öffnen allein genügt nicht; der Beichtspiegel hilft zu definieren, was man »spontan« als Sünde äußern soll. Für Selbstbeobachtung, Selbstäußerung und Selbstinstruktion muß es also stets Aufführungs(Performance)-Techniken geben: Drehbücher, Schemata, Modelle. An Drehbücher, die auch immer durch individuelle Sozialisation »beeinflusst« sind, bleibt auch die spontane Krisen-Äußerung, der Schmerz-Ausruf gebunden.

2.4 Halluzinatorik und Viabilität

»Konstruktivismus« ist entgegen der üblichen Kritik kein »Agnostizismus«: *Wahrnehmung erscheint zumeist als »viabel«* (gebildet nach engl. »viable« = lebensfähig, lebbar); ob also Wahrnehmung in diesem Sinne »paßt«, ist hierbei von Interesse, nicht ob sie »richtig« oder »falsch« ist. »Ein Schlüssel »paßt«, wenn er das Schloß aufsperrt. Das Passen beschreibt die Fähigkeit des Schlüssels, nicht aber das Schloß.« (von Glasersfeld 1981, 20) Der Schlüssel »erkennt« allenfalls Aspekte des Schlosses, aber gleichzeitig ist es unmöglich anzugeben, um wie viele und wie bedeutende Aspekte es sich dabei handelt. In jedem Fall aber fehlt die Vergleichsmöglichkeit an der Realität. Selbstverständlich läßt sich gegen dieses und die folgenden Beispiele einwenden, etwa von seiten eines kritischen Rationalismus, daß eine »vorläufige« Korrespondenz mit der Verwendung des Kriteriums »Passen« eben doch hergestellt werde, und nichts anderes meine der Wahrheitsbegriff des kritischen Rationalismus; es geht hier indessen nicht darum, die konstruktivistische »Überbietung« ständig zu reklamieren, allerdings besteht auch kein Anlaß, in einer falschen Generalisierung zu behaupten, das »Ganze« sei genauso unradikal wie das Konzept der Viabilität.

Über Korrespondenzen der eigenen Wahrnehmung mit einer objektiven Realität läßt sich grundsätzlich nichts sagen. Die verbreitete Vorstellung, »äußere Daten« und »innere Wahrnehmungen« ließen sich doch noch irgendwie miteinander vergleichen, wird hier endgültig aufgegeben.¹⁷ Auch von einer schrittweisen Annäherung (Iteration) an die Realität zu sprechen wäre so gesehen sinnlos. »(...) niemand wird je imstande sein, die Wahrnehmung eines Gegenstands mit dem postulierten Gegenstand selbst, der die Wahrnehmung verursacht haben soll, zu vergleichen.« (von Glasersfeld 1985, 4)

Das, was man erkennt, erkennt man nicht nur »verzerrt« (was natürlich jede Erkenntnistheorie zugestehen würde), sondern man hat darüber hinaus auch keinerlei Möglichkeit, das Ausmaß der Verzerrung auch nur ansatzweise zu kontrollieren: Man kann allenfalls noch sagen, daß etwas »paßt«, daß etwas »viabel« ist. Hier liegen wesentliche Unterschiede des Konstruktivismus zu anderen Konzepten, auch zu einigen Konzepten sog. evolutionärer Erkenntnistheorie, bei denen etwa immer noch festgehalten wird: »(...) die Strukturen der Wahrnehmung, der Erfahrung, des Schließens, der wissenschaftlichen Erkenntnis können nicht völlig beliebig, zufällig oder restlos falsch sein, sondern müssen denen der Realität einigermaßen entsprechen.« (Vollmer 1980, 119; vgl. zu diesem Problem auch Engels 1989; Luhmann 1990, 554ff.; Roth 1992, 322 ff.) Zwar sind die Strukturen des Wahrnehmens nicht völlig beliebig, weil sich ja viables Handeln von einem erfolglosen, »unpassenden« oder tödlichen Verhalten unterscheiden läßt, aber die Möglichkeiten, »erfolgreich« im Sinne von »lebbar« zu handeln, sind zahllos und unüberschaubar verschieden. »An die Stelle der im Rahmen realistischer Konzeptionen üblichen Begriffe der Wahrheit, Adäquatheit, Korrespondenz, Wirklichkeit usw. treten hier Begriffe wie Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit, Interessantheit, Effektivität, Plausibilität, Kompatibilität, Lebbarkeit und Überlebarkeit, Orientierungsvorteil, Möglichkeit, Vielfalt, Exploration, Verantwortlichkeit und Toleranz.« (Rusch 1987 a, 202)

Es gibt höchst unterschiedliche Wege zur Lösung alltäglicher oder ungewöhnlicher Lebensprobleme: Alle Verhaltensweisen, die nicht von vornherein oder binnen kurzem scheitern, mögen sie aus einer jeweils anderen Perspektive noch so absurd oder gar verwerflich erscheinen, sind auf ersten Beobachter-Ebenen

»gleichwertig«. Bewertungen, Ethik, Moral sind nachgeordnete Beobachter-Leistungen. Auch das vermeintliche Scheitern einer Wahrnehmung oder Handlung ist unzuverlässiger als man falsifikations-optimistisch vielleicht annehmen möchte. »Wer meint, an den Grenzen seiner Bewegungsfreiheit die ontische Wirklichkeit zu erkennen, ist ebenso irreführt wie ein Autofahrer, der die Stelle, wo ihm das Benzin ausgeht, für das Ende der Straße hält.« (von Glasersfeld, 1985, 19) So gesehen gäbe es auch kein »tatsächliches« Scheitern einer Wahrnehmung, denn der Tod des Systems kann nicht mehr vom System selbst »tatsächlich« beobachtet werden. Im übrigen versteht man auch das Scheitern wieder nur mit den Maßstäben, die zur Verfügung stehen, um dieses Scheitern nachher zu erklären; auch das Scheitern vermittelt kein Bild jener Welt, die man für das Scheitern verantwortlich machen könnte. Selbst wenn man sagen würde, daß unsere Wahrnehmungen »gefiltert« seien (obwohl die Filter-Metapher nicht genügend konstruktivistisch ist), dann müßte man diese Metapher jetzt insoweit ernst nehmen, daß man nun auch davon ausgeht, daß man *immer nur die eine Seite des Filters*, nur die Seite der Endprodukte zu Gesicht bekommt und alle Rückschlüsse auf einen »Anlaß« zwar brauchbar sein können, aber stets hypothetisch bleiben. Soweit ich sehe, gibt es – das betrifft auch die Beispiele, die hier gegeben werden – derzeit keine einfachen und anschaulichen Modelle, mit Hilfe derer sich die komplizierte Funktionsweise erklären ließe, wie viables Denken, Vorstellungen, Bilder, Kognitionen, Wissen und Gedächtnis schließlich zustande kommen. Computer-Analogien sind eher irreführend als nützlich.¹⁸

Kein Selbstbeobachter kann aus sich heraustreten und angeben, wo sein Selbstbeschreibungsbereich beginnt oder endet oder wie diese Selbstbeschreibung auszusehen hätte unabhängig von ihm. Grundsätzliche bzw. weitreichende Differenz- und Abhängigkeits-Beziehungen zwischen »Sein« und »Bewußtsein« können hier nicht aufrechterhalten werden. »Viabilität« trägt einerseits zur Erklärung dessen bei, daß Wahrnehmung und Interpretation rasch »konservativ« werden: Die Interpretation, die einmal »gepaßt« hat, wird hartnäckig wiederholt. Andererseits ist viable Interpretation flexibler als »richtige« Interpretation: Sie hält nur so lange vor, so lange sie das leistet, was man von ihr erwartet.

Die »Welt« ist keine Konstruktion, die jeweils nur aus purer Lust und Laune zustande kommt; immerhin muß die Konstruktion ja

viabel sein. Man kann für den Erkenntnisprozeß wohl doch nur äußerst schwer einen ausschließlich inneren Ausgangspunkt wählen, aber man kann noch weniger einen ausschließlich äußeren Ausgangspunkt wählen (das würde nämlich voraussetzen, man hätte doch einen Zugang zur Realität). In diesem Zusammenhang spricht Francisco Varela von der »(...) eigentliche(n) Grundlosigkeit unserer Erfahrung, in der uns gewisse Regelmäßigkeiten und Interpretationen gegeben sind, die aus unserer gemeinsamen Geschichte als biologische und soziale Wesen entstanden. Innerhalb dieser auf stillschweigender Übereinkunft beruhenden Bereiche gemeinsamer Geschichte leben wir in einer scheinbar endlosen Metamorphose von Interpretationen, die einander ablösen.« (1981, 309)

2.5 Halluzinatorik und Gegenstände

Pointierte Hinweise auf Wirklichkeitskonstruktionen durch Beobachter finden sich etwa schon bei Berger und Luckmann: »Noch wenn der Mensch die Welt als Verdinglichung erlebt, läßt er nicht davon ab, sie zu schaffen. Das bedeutet: Der Mensch ist paradoxerweise dazu fähig, eine Wirklichkeit hervorzubringen, die ihn verleugnet.« (1966; hier zitiert nach 1980, 95) – Im Wiederholen und Vergleichen neuronaler Abläufe ergeben sich zwangsläufig Unterschiede und Übereinstimmungen: *Differenzen und Invarianzen*. Wahrnehmungen verfestigen sich durch inter- bzw. multimodale Bestätigungen. Aufgrund der Stabilität, aufgrund der Leichtigkeit, mit der bestimmte systeminterne Vorgänge erzeugt und wiederholt werden können, kann eine behelfsmäßige, aber brauchbare, viable Unterscheidung zwischen »wirklichen« Gegenständen und »phantasierten« Gegenständen vorgenommen werden; die »phantasierten« Gegenstände lassen sich meist schwieriger und seltener hervorbringen. »Unwirkliches« erzeugen wir (...) im Verlauf vergleichsweise instabiler Prozesse: Phänomenal Gegebenes wird von uns u. a. immer dann als unwirklich eingestuft, wenn es sich als nicht überdauernd, d. h. zeitlich instabil, als mit geringem sensorischen Reichtum ausgestattet, d. h. modalitätsbezogen instabil, und als nicht intersubjektiv, d. h. sozial instabil, erweist. Dies gilt z. B. für Halluzinationen, Träume und Vorstellungen.« (Kruse 1988, 35; weitere ausführliche Anga-

ben über die systeminterne Unterscheidung von Wirklichkeit und Halluzination vgl. Kruse und Stadler 1990)¹⁹

Neben den Prozessen individueller Sozialisation, die dabei eine Rolle spielen, schafft sich das Individuum seine Dingwelt, seine Objektwelt durch systeminterne Prozesse des Wiederholens und Vergleichens. »Gegenstände« entstehen durch systeminterne Interpretationen der eigenen neuronalen Aktivitäten, durch Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung, durch Zusammenfassen, Ordnen und Herausbilden von »Invarianzen« und »Differenzen«. Nicht Objekte, Gegenstände (Texte), sondern Konstruktionskonzepte sind (gegebenenfalls) von Dauer. Nicht irgendwelche äußeren Dinge sind dabei gleichbleibend bzw. unterschiedlich, nicht irgendwelche äußeren Dinge ergeben gleichbleibende bzw. unterschiedliche Wahrnehmungsprozesse, sondern umgekehrt: Im Verlauf gleichbleibender bzw. unterschiedlicher systeminterner Prozesse werden invariante und differente Dinge erst erzeugt und einer äußeren Dingwelt *unterstellt*. Wenn wir unsere Maßstäbe ändern und z. B. weitere als die derzeit üblichen Farbabstufungen in Worte fassen und diese Worte mit anderen »teilen« würden, dann würden wir auch beginnen, weitere Unterschiede »festzustellen«. Die Ähnlichkeiten zwischen allen roten Dingen würden nicht beweisen, daß alle roten Dinge etwas »Objektives« gemeinsam haben, sondern dies »beweist« wiederum nur, daß die Konstruktionsmechanismen (vorerst) ähnlich sind. Man sieht nicht mit den Augen allein, sondern mit dem Gehirn, und Gedächtnisfunktionen ermöglichen es überhaupt erst, »Gegenstände« zu unterscheiden bzw. wiederzuerkennen. Und die auf diese Weise hervorgebrachten »Gegenstände« sind »stabil«, sind »wirklich« in dem Maße, wie sich die jeweiligen Beobachtungsprozesse stabil wiederholen lassen. »Dementsprechend definieren wir »Wissen« so um, daß es sich eher auf Invarianten der Erfahrung lebender Organismen bezieht als auf Entitäten, Strukturen oder Ereignisse in einer unabhängig existierenden Welt.« (von Glasersfeld und Richards 1984, 6)

Man kann immer nur das erkennen, was man unterscheiden kann. Wer etwa ein gemustertes Stück Papier (eine Tapete z. B.) nicht von einem beschriebenen Stück Papier unterscheiden könnte, für den existierten auch keine Texte. Ein »Gegenstand« wird hervorgebracht, indem ein Beobachter (»gestalttheoretisch« formuliert) eine neue »Figur« von einem bisher undifferenzierten »Hinter-

grund« unterscheidet. »Wenn eine Unterscheidung nicht vorgenommen wird, dann existiert die Entität nicht, die durch diese Unterscheidung eingegrenzt werden würde; wird eine Unterscheidung durchgeführt, dann existiert die geschaffene Entität nur in dem Bereich der Unterscheidung, unabhängig davon, wie die Unterscheidung ausgeführt wird. Es gibt keine andere Art der Existenz für eine derartige Entität.« (Maturana 1982, 269)

Als Folge einer weitgehend stabilen systeminternen Unterscheidung zwischen eigenem Körper und »Umwelt«, als Folge der weitergeführten Möglichkeiten zur Selbstbeschreibung (unter Verwendung von Sprache) entstehen schließlich auch Ich-Bewußtsein und Bewußtsein von Individualität. Erst in den rekursiven und infiniten Möglichkeiten der Kognition entsteht Ich-Bewußtsein, entsteht Identität. Alles, was nicht als eigener Körper bestimmt wird, gilt als Umwelt: »Die Erfahrung des Körpers, auch wenn sie nur gehirn-intern ist, ist daher anderer Natur als die Erfahrung der Umwelt (...). Für das Gehirn bedeutet dies: alles, was sensorisch rückgekoppelt ist, ist Körper, was aber nur zu Erregung in den sensorischen Zentren ohne direkte Rückkopplung führt, ist Umwelt.« (Roth 1987 a, 237)

2.6 Individuelle Wahrnehmung

Nicht nur die möglichen Antworten auf die Frage, was »Individualität« denn sei, sind zeit- und kulturabhängig, sondern gerade auch noch die Fragestellung selbst ist es. – Was meint hier »Individuum«? Soll man (wie hier) zunächst nur vom »Individuum« sprechen? Kann man dabei außer acht lassen, daß »Identität«, »Subjekt«, »Person«, »Selbst«, »Ich«, »Mensch«, »Lebendes System« oder »Beobachter« bei anderen Autoren anstelle oder vor allem auch differenzierend und ergänzend zur Bezeichnung »Individuum« verwendet werden? (Einen Teil der diesbezüglichen Diskussion bieten etwa Frank und Haverkamp 1988.) Es ist äußerst schwierig, wenn nicht gar (systemtheoretisch) unmöglich, anzugeben, was die internen »vollständigen« Bausteine des Individuums sein sollen bzw. aus wie vielen Komponenten sich das psychische System zusammensetzt. Selbstverständlich lassen sich Systemkomponenten angeben, aber ihre Gewichtung und ihre Vollständigkeit hängen in erster Linie vom jeweiligen Erklärungs-

Bedarf ab; als Komponenten lassen sich »(...) im Falle von Individuen kognitive Teilprozesse analytisch unterscheiden und als Subsysteme des betreffenden Individuensystems modellieren.« (Hejl 1988, 44) Das prägnanteste, was man über das Individuum sagen kann, kommt zustande durch eine Grenzziehung, durch eine Unterscheidung: *Das Individuum ist kein anderer.*

»Individuum« erscheint als ein Konstrukt, als eine Sammel- und Ausgabestelle von Beobachtungen und (Selbst-)Beobachterrollen, von Emotionen, Denkformen und Handlungen, die man nur deshalb einer Person zuordnet, nicht weil man weiß, was das »Individuum« genau ausmacht, sondern vor allem deshalb, weil man weiß, daß »Ich« kein anderer ist. Zeigen läßt sich in einem konstruktivistisch orientierten Ansatz, daß Fragen in bezug auf den Inneren Monolog, das Innere Sprechen, wer denn monologisiere, wer denn mit wem spreche, falsch gestellt sind, daß die Thesen vom multiplen Ich, von der Vielheit des Ich schließlich zu ergänzen wären durch die Frage nach der offenbar nicht aufzulösenden Integrationsmöglichkeit des vielfach zersplitterten Ich.

Das Konzept von der »endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung« bezieht sich nicht auf den üblichen (etwa in Autobiographien betriebenen) Versuch monologischer Konser- vierung oder Wiederbelebung idealistischer Hoffnungen auf Persönlichkeit, Individualität, Identität oder Subjektivität. Gleichwohl spricht m. E. wenig für eine systemtheoretische Entbehrlichkeit des Individuums. Es gibt ohnehin keine Vergleichbarkeit von lebenden Systemen mit Trivial-Maschinen: Nur Trivial-Maschinen durchlaufen vorgesehene Funktionsweisen (und im Prinzip tut dies jede Maschine des gleichen Typs so gut wie eine andere); jeder Hinweis auf Störfälle und »Eigenwilligkeiten« ist anekdotisch und beschreibt den Ausnahmefall, nicht aber, wie bei lebenden Systemen, den Regelfall. Ob es Sinn macht, Individuen explizit, oder zumindest implizit mit komplexen Maschinen (Computern) zu vergleichen, um damit das Individualitäts- bzw. das Subjekt-Problem zu lösen, kann man gleichermaßen bezweifeln. Ich bleibe skeptisch gegenüber den Profiten solcher formalen »Überbietungsleistungen«. Nur weil es Individuen gibt, die nicht in jeder Hinsicht vergleichbar sind, die nicht unabhängig von ihrem eigenen Zutun sozialisiert oder vergesellschaftet sind, kann es überhaupt zu einem Anstoß für Wandel in Kultur und Gesellschaft kommen. Jeder Mensch muß und kann *alle* seine Erfahrun-

gen nur selber machen, *und auch soziale Erfahrungen sind zunächst ausschließlich in Individuen verkörpert (und nicht in den sozialen Systemen selbst).* Die infiniten Möglichkeiten individueller Selbstbeschreibung ergeben die Voraussetzungen für jeglichen Anstoß zum Wandel. Auffassungen, Individuen seien nur »vergesellschaftete Wesen« oder Individuen seien »nicht Herr im eigenen Haus«, erscheinen in der hier vorgeschlagenen Sicht nicht haltbar. Die wissenschaftliche oder essayistische »Funktionalisierung des Individuums« ist ein kulturelles Produkt, ist eine Metapher im Sog von Industrie und Technologie. (Und ein Teil der ungenauen Luhmann-Rezeption hat diesen Sog verstärkt.)

Abgesehen von den Literaturproduzenten haben nicht wenige Literaturwissenschaftler, Literaturkritiker oder Essayisten bestimmte Proklamationen übernommen und eigentümlich stabilisiert: »Entbehrlichkeit des Individuums« rangiert als Beobachtung, angeblich zweifelsfrei »abzulesen« an der »Realität« und an den »Botschaften« literarischer Texte – so als könnte man sicher sein, daß alle Menschen ein inkohärentes Leben, ein unaufhörliches Chaos vorfabrizierter Wirklichkeitsspots lebten; politische und ökonomische Systeme inszenierten zwar Individualitätseffekte, aber diese Effekte seien ausschließlich funktional im Rahmen der Selbsterhaltung solcher Systeme. Wer kann schon solchen Thesen für alle Fälle und für alle Zeiten die Zustimmung entziehen, sind doch keinerlei Bedingungen vorstellbar, unter denen sie einmal *nicht* zutreffen würde?²⁰ Demgegenüber hätten sich allerdings auch Integrationsfähigkeiten und weitreichende Folgen individueller Einzigartigkeit beobachten lassen, die all diesen Zerfallerscheinungen offenkundig immer noch überlegen wären. Wenn in den Wissenschaften bislang überhaupt von der »Einmaligkeit des Individuums« gesprochen wurde, dann blieben die jeweiligen Erklärungen begrenzt auf primär genetisch orientierte Hinweise (vgl. Bühler 1959) oder auf kognitionstheoretische Selbstverständlichkeiten: »Every person's possibilities for perceiving and acting are entirely unique, because no one else occupies exactly his position in the world or has had exactly his history.« (Neisser 1967, 53)

Von einem konstruktivistischen Standpunkt aus gesehen gibt es *keinen Individualitäts-Verlust*: Stets handelt es sich um Freiheitsverluste, um drastische oder gar unerträgliche Einschränkungen der individuellen Handlungsmöglichkeiten, aber der »Verlust«

beträfe so gesehen nicht die Individualität als solche, sondern den Verlust von Optionen, von Wahlmöglichkeiten, und gerade im Leiden an Verlusten, im »Krisenfall« ist Individualität für den Selbstbeobachter spürbarer denn je. – Lebende Systeme weisen zwangsläufig individuelle Unterschiede auf; sie können zurückgeführt werden »(. . .) (i) auf physiologische Ursachen (Unterschiede in der Anatomie und/oder Funktionsweise der Sinnessysteme, anderer Teile des Nervensystems oder des Nervensystems insgesamt, z. B. auch auf Defekte oder Disfunktionen), (ii) psychologische Ursachen (Stimmungen, spezifische Sensibilitäten, Attitüden, Erwartungen, Motivationen, etc.; Persönlichkeitscharakteristika), (iii) psycho-physische Ursachen (Verfügung über und Verfügbarkeit von identifizierenden Strukturen, Art und Anzahl der jeweils vorhandenen Konzepte, Kopplungsmuster, etc.), (iv) sozio-kulturelle Ursachen (Art und Anzahl identifizierbarer Strukturen, deren Charakter und Beschaffenheit in Beziehung zu sprachlichen, verhaltensmäßigen Kulturcharakteristika). Entsprechend beruhen *Gemeinsamkeiten in der Wahrnehmung* auf der Parallelität der physiologischen, psychologischen, etc. Ausstattung der Individuen.« (Rusch 1987 a, 100)²¹

Im Unterschied zu einigen kulturkritischen und soziologischen Trendmeldungen wäre mit der Zunahme sozialer Differenzierung im Verlauf seiner Geschichte eher der Aufstieg des Individuums als sein Untergang verbunden. Das hat etwa Hejl (1988) in seiner Rekonstruktion der Thesen Emile Durkheims gezeigt: Differenzierung führt zu einer weiteren Individualisierung, und Individualisierung ermöglicht ihrerseits weitere soziale Differenzierung. Auch Identitäts-Bildung muß dann zunehmend als individuelle Leistung gelten, wenn es immer weniger verbindliche Welt-Konstruktionen und Institutionen gibt, die Identität gleichsam für alle schon vorbereiten. Moderne Zweifel an Individualität und Identität, Ich-Zerfall und Sinn-Verlusten erscheinen also gerade als Folge einer modernen Entfaltung des Individuums. Individualität ist nur dort »unproblematisch«, wo eine umfassende Ähnlichkeit in bezug auf eine oder wenige bestimmte Wirklichkeits-Konstruktionen besteht, wo also bewußt ausgelebte Individualität keine nennenswerte Rolle spielt, wo sie verpönt ist oder unterdrückt wird – in religiösen Gemeinschaften und diktatorischen Lebenswelten zum Beispiel. Stärker wahrnehmbare Individualität und multiple Wirklichkeiten bedingen sich gegenseitig als ver-

schiedene Aspekte des *einen* Prozesses der Wirklichkeits-Konstruktion. Der Verlust verbindlicher und verlässlicher Weltmodelle, der Mangel an *einem* tragenden (Lebens-)Paradigma zeigt »Freiheit« an. Zweifelhaft wird Individualität als Folge-Ereignis erst dort, wo sie umfassend »(aus-)gelebt« werden kann.

Lebende Systeme sind wie alle Systeme in erster Linie durch ihre Grenzen nach außen bestimmt, und die Unklarheit, die innere Zerrissenheit, mit der Individualität erfahren wird, hätte so gesehen eine verhältnismäßig einfache Erklärung: »Harmonisch« erscheinen Systeme allenfalls von »außen« (d. h. für *andere* Beobachter), nicht aber in der Introspektion. Kontinuität erscheint eher in einer Art »Außenperspektive«, Diskontinuität eher in der »Innenperspektive«. Die Annahme, »Individuen« und »Individualität« seien stabile Bausteine einer konstruktivistischen Kognitionstheorie, kann also durchaus moderne Auffassungen integrieren (und dabei teilweise korrigieren), daß »Individualität« oder »Identität« kaum mehr oder nur schwierig erfahrbar seien.

Um schließlich auch solche Phänomene (und Probleme) wie das der autobiographischen »Introspektion« genauer erklären zu können, muß also zwischen der (scheinbar) nach »außen« und der nach »innen« gerichteten Beobachter-Tätigkeit unterschieden werden: Für den nach »außen« gerichteten, »Außenwelt« erzeugenden (Selbst-)Beobachter »gibt« es Außenwelt und »gibt« es andere Organismen in dieser Außenwelt; der nach »innen« gerichtete (Selbst-)Beobachter erfährt sich selbst wiederum als »Objekt«, als Ort von Wahrnehmungen und Handlungen, indem er seinen eigenen Operationsbereich beschreibt; dieser nach »innen« gerichtete Beobachter bringt Selbstbewußtsein hervor (durch Gegenüberstellung mit sich selbst, durch Rollendifferenzierung also); diesem Beobachter erscheinen nun (im Unterschied zum nach »außen« gerichteten Beobachter) auch der eigene Körper und die eigene kognitive Tätigkeit als »fremde Welt«. »Offenbar ist die Fähigkeit zur Imagination aufs engste mit der Existenz des Bewußtseins und der Konstruktion des Ich verbunden. Handlungsplanung benötigt einen Bezugspunkt, ein Handlungs-Ich. Während von vielen Philosophen und Wahrnehmungsforschern darauf hingewiesen wurde, daß zum reaktiven Handeln keinerlei Ich und keinerlei bewußte Wahrnehmung nötig sei, so ist doch völlig klar, daß Handlungsplanung ohne bewußte Vergegenwärtigung nicht möglich ist.« (Roth 1987 c, 416)

Alle Phänomene, die mit Vokabeln wie »Individualität«, »Ich-Bewußtsein« skizziert sind, lassen sich erst auf der Sprachebene des jeweiligen Systems fassen. Die gesamte biologische und kognitive Welt eines Menschen wäre seine »Identität«; demgegenüber stellen »Ich-Bewußtsein« bzw. »Selbstbewußtsein« nur jene Teilbereiche dar, in denen sich das jeweilige lebende System selbst sprachlich zugänglich ist; kein System kann sich vollständig, d. h. auf allen Ebenen, selbst beobachten; bewußtes Wissen »(...) ist notwendigerweise nur ein Ausschnitt des »Wissens«, das wir verkörpern.« (Hejl 1982, 298) Deswegen kann hier schließlich davon gesprochen werden, Literatur-Erfahrung als Erfahrung, die das ganze System verändere, sei mit Sprache allein nicht zu erfassen und wäre allenfalls sprachlich »auslotbar«. Aber auch das wäre so selbstverständlich, daß kein dekonstruktionistisches Mißtrauen daraus abgeleitet werden muß. Die Innen-Außen-Differenz ist unüberwindlich, daher ist sie auch nicht verlässlich nach weiteren Qualitäten wie »besser«, »glaubwürdiger« einzuschätzen.

2.7 Individuell-sozialisierte Wirklichkeits-Konstruktionen

Die Annahme einer »wirklichen« Wirklichkeit entsteht, wenn die individuelle Wahrnehmung von anderen ähnlich hervorgebracht wird. Zwar behaupten Konstruktivisten, »(...) daß diese Welt lediglich in meiner Vorstellung existiert« (von Foerster 1981, 58), aber eine derartige Aussage gilt dann zunächst immer nur für ein einzelnes lebendes System; jeder Solipsismus-Standpunkt wird freilich unhaltbar: Im Sinne einer Abgrenzung von System und Umwelt braucht das Individuum die anderen, gerade weil es keinen direkten (Außenwelt-)Zugang in ihnen hat.²² »Wir können uns nicht sehen, wenn wir uns nicht in unseren Interaktionen mit anderen sehen lernen und dadurch, daß wir die anderen als Spiegelungen unserer selbst sehen, auch uns selbst als Spiegelung der anderen sehen.« (Maturana 1987, 117; problematisch ist freilich Maturanas Interaktions-Begriff insofern, als er mit Öffnungs- oder Austauschmöglichkeiten verbunden werden könnte; freilich sind auch Vokabeln wie »Bestätigung«, »Ratifizierung«, »Kommunikation«, »Konsens« kaum weniger nachteilig; die Probleme solcher Bezeichnungen werden im Abschnitt 2.9 erläutert.)

Soziologische und psychologische Überlegungen, die sich mit dem Aufbau und der Stabilisierung von Identität befassen, gehen ja ebenfalls davon aus, daß erst die anderen Menschen die eigene Identität ermöglichen: Nicht *alle* anderen, weil nicht alle Menschen die gleiche Bedeutung für jemanden haben, aber Eltern, Geschwister, Lehrer, Partner, Freunde und Kollegen, die sog. »signifikanten Anderen«, prägen nachhaltig die jeweilige Wirklichkeit und die jeweilige Identität.²³ Selbst noch die große Unabhängigkeit vom Urteil anderer (die etwa Giacomo Casanova exemplarisch gelebt hat; vgl. das »2. Zwischenspiel«) braucht die anderen, um diese Unabhängigkeit einzuüben und zu praktizieren. Individuelle Erkenntnis-Probleme sind keine Probleme »fehlerhafter« Realitätsauffassung, sondern es handelt sich vorwiegend um soziale »Störungen«. Wirklichkeits-Konstruktionen erweisen sich nicht nur für einen selbst als »erfolgreich«, als »viabel«, sondern zumeist kann man sie auch den anderen erfolgreich »unterschreiben«. (Vgl. von Glasersfeld 1987 b, 413 in direktem Bezug auf Kant). »Neurosen« oder vielleicht besser gesagt: emotionale und kognitive »Krisen« sind zum Teil auch Einsamkeits-Erscheinungen; sie entstehen vorzugsweise in solchen Lebensbereichen, die vergleichsweise selten Gegenstand öffentlicher Gespräche sind, in Bereichen, in denen selten Erfahrungen mit anderen »ausgetauscht« werden: von der Selbsteinschätzung, von der Selbstwert-Problematik bis hin zur Sexualität. »Pathologische« Formen der Halluzination ergeben sich besonders dann, wenn eine Unfähigkeit oder ein Desinteresse an kommunikativer »Ratifizierung« der jeweiligen Konstruktionen besteht.²⁴ Die Alltags-Wirklichkeit erhält den »Wirklichkeits-Akzent« (Alfred Schütz 1972, 109 in Anlehnung an William James 1890) nicht durch eine irgendwie überprüfbare höhere Realitätsadäquatheit, sondern durch fortlaufend »bestätigte« Viabilität.²⁵ Weil andere Menschen sich zumeist ähnlich verhalten wie man selbst, weil andere Menschen eine ähnliche Dingwelt, eine ähnliche Alltagswirklichkeit haben, werden die eigenen Unterscheidungen zwischen Halluzination und Wirklichkeit »bestätigt«. Der Wert dieser Modelle von Alltags-Wirklichkeit ist im wesentlichen die schwankende Viabilität allgemeiner oder persönlicher Konvention; diese Konventionen mögen außerordentlich effektiv und hartnäckig sein, aber ihre »Richtigkeit« und ihre Dauer sind nicht garantiert.

Gerade weil einzelne Menschen kognitiv und emotional keine Möglichkeit haben, etwas »Realistisches«, etwas »Objektives« über »Realität« auszusagen, kommen sie – paradoxerweise – um das Realismus-Problem nie herum. Weil sie über keinen Realismus verfügen, sind sie geradezu verdammt, fortlaufend »realistische« Wirklichkeits-Modelle mit anderen auszuhandeln. »(...) denn was man wahr nimmt, nimmt man für wahr. Es gibt kein Falschnehmen. Es sind ja immer nur die anderen, die behaupten, man sähe nicht recht, man wäre das Opfer einer Illusion, wenn sie was anderes sehen.« (von Foerster 1985 b, 35) »Aushandeln« betrifft das ganze kognitive und emotionale Spektrum zwischen Liebe und Haß. Wären z. B. diejenigen Menschen, die rot-grünfarbenblind sind, in überwältigender Mehrheit, dann würde man die ganz wenigen, die doch zwischen rot und grün unterscheiden können, als Spinner oder Kranke denunzieren oder unter Umständen auch als Hexer oder Hexen vernichten, und zwar um so mehr, je mehr die wenigen Menschen mit der seltenen Fähigkeit behaupteten, sie sähen »tatsächlich« dort einen Farbunterschied, wo alle anderen »tatsächlich« keinen sehen. Die anderen Menschen hätten die Fähigkeit, uns zu verwirren oder im Extremfall sogar bis zur Verrücktheit zu irritieren, indem sie unsere eigenen Wahrnehmungen gerade nicht »bestätigen« würden, indem sie sie für »total falsch« erklären würden.

Individuelle Wahrnehmungen werden selten als vollständig einzigartig empfunden, vielmehr können sie als einander ähnlich akzeptiert werden in dem Ausmaß, in dem von einer biologischen, kognitiven und kulturellen Ähnlichkeit der einzelnen Beobachtungen gesprochen werden kann. Soziale Zusammenhänge und weitestgehende Ähnlichkeit schließen individuelle Einzigartigkeit nicht aus; es handelt sich um unterschiedliche Perspektiven in bezug auf gleiche oder ähnliche Phänomene. (Man kann feststellen, daß alle Leute weitgehend vergleichbare Fingerkuppen haben, man kann aber auch feststellen, daß jeder Mensch einzigartige Fingerabdrücke hinterläßt.) Im Umgang mit Literatur ist dieser Bereich von Ähnlichkeit allerdings verhältnismäßig klein; die Einigkeit der Produzenten und Rezipienten in bezug etwa auf das, was »der Text«, was der »eine Textsinn« sei, erweist sich in empirischen Kontrollen kaum größer als die banalen Übereinstimmungen, Überschrift, Textlänge, Absätze und dergleichen betreffend (siehe unten S. 235 ff.).

Aus der genetischen Einzigartigkeit eines einzelnen psychischen Systems, aus der funktionalen »Geschlossenheit« seiner Wahrnehmungsfähigkeit, aus den zum Teil geradezu idiosynkratischen Momenten seiner Wirklichkeitskonstruktionen, aus der »endlos autobiographischen Tätigkeit der Wahrnehmung« folgt zwar, daß Individualität nicht wegzudenken ist, und es folgt, daß Wirklichkeit »halluzinatorisch« zustande kommt, dennoch konstruiert das Individuum seine Wirklichkeit nicht pur »subjektiv«: Wirklichkeitsmodelle einzelner Individuen ergeben sich aus parallelen, koordinierenden Verhaltensweisen, aus sogenannten »strukturellen Kopplungen« mit anderen Individuen. (Zur Frage, wie geschlossene Systeme ihre Verhaltensweisen überhaupt koordinieren können vgl. den folgenden Abschnitt 2.8) Konventionen, Diskursregeln und Mechanismen der strukturellen Koppelung gehören als individuelle Sozialisation durchaus zur jeweiligen (Welt-)Wahrnehmung und (Welt-)Interpretation. Die »gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« (Berger und Luckmann) erscheint in konstruktivistischer Perspektive gleichwohl als ein Phänomen, das strikt zu trennen ist von einer zunächst jeweils individuellen Konstruktion von Wirklichkeit. Wirklichkeitsmodelle werden im einzelnen Individuum auf jeweils einzigartige Weise konstruiert, was aber gerade nicht ausschließt, daß diese einzigartigen Modelle für einen (externen) Beobachter höchst vergleichbar sind, d. h. kaum »individuell« erscheinen. Und weil partielle Vergleichbarkeit so gut wie immer zu beobachten ist, läßt sich auch durchaus feststellen, daß niemand in irgendeinem Bereich ausschließlich »pur subjektiv« handeln kann – oder anders ausgedrückt: ausschließlich das machen kann, was sie oder er will.

Wie kann man aus einem in nur zwei gegensätzliche Richtungen gehenden Denken herauskommen: »entweder sozial oder individuell«? Ist es möglich, Quantifizierungen zu unterlassen: »überwiegend sozial« bzw. »überwiegend individuell«? Wie entgeht man den gängigen Gegenüberstellungen von »Zentrierung« und »Dezentrierung« des Subjekts? Auch die zeitliche Trennung, »erst individuell, dann sozial« bzw. umgekehrt, gelingt vorerst weitaus eher als die Vorstellung der Gleichzeitigkeit, der grundsätzlichen Trennung und Komplementarität. Wohlwissend, daß damit neue (und z. T. altbekannte) Schwierigkeiten verbunden sind, läuft der hier unterbreitete Vorschlag der Tendenz nach darauf hinaus, Dualitäten und Dichotomisierungen möglichst zu unterlassen

und *Gesellschaft bzw. Individuum* als strikt voneinander zu trennende Phänomenbereiche zu konzipieren, die dennoch insofern einander bedingen, als Gesellschaft zur »Umwelt« der psychischen Systeme und »Individuen« zur Umwelt der sozialen Systeme gehören.

Von einem konstruktivistischen Standpunkt aus ist es m. E. vielleicht doch noch keine befriedigende Lösung, wenn in bezug auf Gesellschaft nur noch von »Handlungen« oder von »Kommunikationen« gesprochen wird, wie dies Luhmann besonders in früheren Veröffentlichungen getan hat. (Später erscheinen »Handlungen« kaum noch.)²⁶ Natürlich sind gesellschaftliche Phänomene mehr als eine Summe einzelner individueller Handlungen, (und sie lassen sich daher nicht auf einzelne individuelle Handlungen reduzieren), aber die Verschiebung des Problems, die Einführung überindividueller Akteure wie »Handlungen« oder »Kommunikationen« erscheint ihrerseits zuweilen als Reduktion gleichsam in die Gegenrichtung.

Mein Vorschlag lautet: Der Wirkungsmechanismus einer politischen und gesellschaftlichen Heterosuggestion, der Ort von »Einflüssen« auf das Individuum ist die Autosuggestion bzw. ist jener Prozeß, der hier »Selbstbeschreibung« genannt wird. Gesellschaftliche »Einflüsse« müssen in der jeweiligen Selbstbeschreibung nach systeminternen Bedingungen *gleichsam »wiederholt«* werden, wenn sie überhaupt wirksam werden sollen; *in der zwar notwendigen, aber stets individuell spezifischen »Wiederholung«* liegt auch die Möglichkeit, Umwelt-Ereignisse zu »kontrollieren«, sich gegen sie abzugrenzen. Hier wird also gerade nicht gesagt (und auch nicht »idealistisch« gemeint), Individuen seien stets frei und handelten freiwillig, das Individuum hätte, wenn es nur richtig »kogniziere«, jegliche Möglichkeit, gesellschaftliche Einflüsse zu vermeiden, oder im Gegenzug, gesellschaftliche Berge zu versetzen. Der innere Wiederholungs-Vorgang der äußeren Deformation (im Sinne einer Grenzirritation) kann durchaus als »unvermeidlich« erscheinen. *Die gesellschaftliche Deformation des Individuums findet statt; sie erzwingt gleichsam eine Antwort, aber sie kann sie nicht in Einzelheiten determinieren.* Nur bei offener Gewaltanwendung und schwerer körperlicher Erkrankung sind die Möglichkeiten der individuellen Interpretation einer solchen Deformation im allgemeinen so gering, daß es nicht in jedem Fall Sinn macht, von einer umfassenden kognitiven und

emotionalen Kontrolle körperlicher Defekte zu sprechen (es sei denn, jemand setzte etwa alles daran, im Zuge des Erleidens von Gewalt »Märtyrer« zu werden; was wiederum zeigt, daß die Grundvoraussetzung der system-intern bedingten »Reaktion« auch bei massiver Gewalt nicht stornierbar ist).

Kognitionen, Selbstbeschreibungen haben – wenn auch auf ihre jeweils eigene Weise – stets Anteile von Sozialisation; Selbstbeschreibungen nehmen grundsätzlich, wenn auch unterschiedlich stark, Rücksicht auf die mutmaßliche Welt anderer. Wenn Individuen als einzelne lebende Systeme in erster Linie durch die Grenzen des jeweiligen Systems bestimmt werden müssen, dann läßt sich mit einer solchen Grenzziehung auch erklären, warum Gesellschaft und soziale Umwelt *notwendige Faktoren zur Markierung von Individualität sind*. Individuelle Sozialisation in der Form individueller Hervorbringung von Traditionen, Konventionen, Normen, Werten, Mustern, Regeln, Schemata, Rollen oder Moden werden von einzelnen Mitgliedern getragen oder genauer gesagt: kognitiv und emotional verkörpert. Die verschiedenen Konzepte eines koordinierten Verhaltens garantieren ja die im »puren Alleingang« nicht zu erzielende Imagination einer »gemeinsamen« Wirklichkeit. Individuelle Sozialisation gibt Erwartungs- und Konstruktions-Sicherheit, und sie macht es überhaupt erst möglich, das Verhalten anderer Menschen einigermaßen verläßlich vorauszusagen, um nicht durch ständige (Selbst-)Überraschungen »tyrannisiert« zu werden. Individuelle Sozialisation dient der mindestens in einigen Lebensbereichen erforderlichen Komplexitäts-Reduzierung: Die individuell stets gegebene Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination »entschärft« sich in der individuellen Sozialisation. Das Interesse an einer scheinbar »gemeinsamen« Wirklichkeit bestimmt wesentliche Motive der jeweiligen Wirklichkeitskonstruktion. Eine »gemeinsame« Wirklichkeit (bzw. strenggenommen deren Illusionierung) bildet sozusagen die »Geschäftsgrundlage« (Hejl 1985, 108) von struktureller Koppelung. Jedes Individuum kann sich – paradox formuliert – dann ungesichert darauf verlassen, daß seine eigenen Wirklichkeitskonstruktionen von den anderen, mindestens in Alltagssituationen ähnlich (*nicht* identisch) verkörpert werden. Aus der Perspektive psychischer Systeme muß »Gesellschaft« ohnehin von vornherein als pluralistisch verstanden werden: die *jeweiligen Gesellschaften* der einzelnen Individuen.

Der Nutzen, den die Imagination von »Gemeinschaft« den einzelnen Individuen verspricht, besteht ja gerade darin, das Repertoire möglicher Verhaltensweisen zu begrenzen. Die individuelle, autosuggestive »Wiederholung« gesellschaftlicher Heterosuggestion ergibt sich aus dem individuellen Wunsch nach Sicherheit, nach vermeintlich gesicherter »Wahrheit«, nach Vorhersagbarkeit und Kontrollierbarkeit. Man bemüht sich um »Konsens« auch dort noch, wo noch nicht einmal die Chance einer erfolgreichen Simulation besteht; man beugt sich einem »falschen« Gruppendruck (vgl. Sherif 1935, Asch 1956 und 1963); man unterliegt einem falschen Konsens-Effekt (vgl. Ross et al. 1980). – Menschen verhalten sich vorwiegend induktiv und prognostisch; sie wiederholen »konservativ« im wesentlichen das, was einmal funktioniert hat, sie erwarten Wiederholungen dessen, was bislang geschehen ist. Ein psychisches System, das aufhört, im wesentlichen »konservativ« zu sein, löst sich schließlich gänzlich auf; die seltenen »Reformen« sind funktional auf den Fortbestand und die weitere Festigung des Systems ausgerichtet. Der Sinn individueller Sozialisation besteht geradezu darin, die Hoffnung bzw. die Befürchtung, daß die Welt (und die Literatur) zunächst nur »im Kopf« existiert, gar nicht erst aufkommen zu lassen. (Vgl. auch das Konzept des »Konversierens« bei Maturana 1990).

2.8 Exkurs: Zum Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen bei Luhmann

Es gibt unter »Konstruktivisten« einen zwar meist nur über Fußnoten ausgetragenen »Streit« über das Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen. Während die einen (Maturana, von Foerster, Hejl u.a.) Individuen, also psychische Systeme sogar als Komponenten sozialer Systeme verstehen und entsprechende Einflußmöglichkeit annehmen, stehen Luhmann u.a. solchen Positionen, gelinde gesagt, »skeptisch« gegenüber. (Zur Diskussion vgl. etwa Krohn und Küppers 1990, 303 ff.; Klüver 1990, 220ff.; Krüger 1990, 152 ff.; Teubner 1990, 234 ff.) Zum gegenwärtigen Zeitpunkt (September 1991 bzw. Januar 1992), da ich das Manuskript zum vorliegenden Buch abschließe, bieten Luhmann (1991) und Baecker (1991) der Gegenseite eine Art Waffenstillstand an: Luhmann will sich diesbezüglich nicht streiten, und Baecker

springt über den eigenen Schatten: Hinsichtlich psychischer Systeme könnten sich Biologen und Soziologen treffen. (ebenda 341) Hejl (1992, 191) zeigt wenig Entgegenkommen in seiner wichtigen systemtheoretischen Rekonstruktion Durkheims. Ob das der letzte Stand der Dinge ist, muß man bezweifeln; die Lage ändert sich stündlich, hauptsächlich aufgrund von Luhmanns Produktivität; da aber von diesem Problem auch die Beurteilung einiger der hier vorgeschlagenen Thesen abhängt, will ich den bisherigen Stand referieren (selbstverständlich in meinem Sinne).

Auch für Luhmann gibt es gleichsam eine »Unhintergebarkeit von Individualität« (freilich wäre es wenig hilfreich, sie so zu nennen, weil bei Luhmann etwas wesentlich anderes gemeint ist als etwa bei Manfred Frank): »Die zirkuläre Geschlossenheit also, in die alles Bestimmte, sie mitvollziehend, eingelagert ist, nennen wir Individualität, denn sie ist, wie alle Autopoiesis, unteilbar. Sie kann zerstört werden, kann aufhören, aber sie kann nicht modifiziert werden.« (1984 a bzw. 1987 a, 358) Soziale Systeme haben auch bei Luhmann keinen Vorrang vor psychischen Systemen, gerade weil psychische Systeme als Umwelt für soziale Systeme, wie Luhmann vielfach betont, »notwendig«, »konstitutiv« sind. »Autopoiesis des Bewußtseins ist mithin die faktische Basis der Individualität psychischer Systeme. Sie liegt außerhalb sozialer Systeme – was nicht hindern sollte, zuzugeben, daß ihre Selbstreproduktion nur in seiner sozialen Umwelt Aussicht auf Erfolg hat.« (Ebd. 359) Auch Luhmann bestreitet nicht, daß die Umwelt auf ein System »einwirken« (1990, 304) kann, daß die Umwelt die Möglichkeit von Systemoperationen »toleriert« (1990, 344). »Geschlossenheit« fungiert dabei als Bezeichnung für den Umstand, daß Systeme nicht äußere Einflüsse, Reize, Impulse hereinnehmen, daß also Einflüsse, Reize, Impulse das Systemverhalten nicht instruieren oder gar determinieren. Psychische Systeme (Bewußtseinssysteme) und soziale Systeme (Kommunikationssysteme), ebenso verschiedene psychische Systeme (zwei oder mehr Menschen) bestehen zwar »(...) völlig überschneidungsfrei nebeneinander. Sie bilden zugleich aber ein Verhältnis struktureller Komplementarität. Sie können ihre eigenen Strukturen jeweils nur selbst aktualisieren und spezifizieren, daher auch jeweils nur selbst ändern. Sie benutzen aber einander zugleich zu einer gegenseitigen Auslösung solcher Strukturveränderungen. Kommunikationssysteme können sich überhaupt nur durch Bewußtseinssysteme

steme reizen lassen (...)*«* (1988 c, 893 f.). Das psychische System kann zwar das soziale System oder ein anderes psychisches System nicht instruieren, aber ein psychisches System *«*(...) hat die privilegierte Position, Kommunikation stören, reizen, irritieren zu können (...), die Wahl des einen oder anderen Themas nahelegen*«* zu können. (1988 c, 833) Das psychische System kann einem anderen psychischen System oder dem sozialen System die *»eigene Komplexität (...) zur Verfügung«* stellen (1984 a bzw. 1987 a, 367); das gilt auch umgekehrt, und diesen *»Transfer«* leistet Sprache: *»Die Sprache überführt soziale in psychische Komplexität. Aber nie wird der Bewußtseinsverlauf identisch mit sprachlicher Form (...)«* (ebd. 368). Luhmann bestreitet auch nicht, daß Bewußtsein an Kommunikation beteiligt ist, *»da Kommunikation ohne Bewußtsein zum Erliegen käme«* (1988 c, 884). *»(...) Bewußtsein ist für die Kommunikation eine ständige Quelle von Anlässen für die eine oder andere Wendung des kommunikationseigenen operativen Verlaufs.«* (Ebd. 893) Luhmann referiert die These, *»(...) daß es keine ausschließlich endogen bedingte Konstitution gibt. Die Umwelt muß zumindest »noise« liefern.«* (1984 a bzw. 1987 a, 146)

Man wird auch unter Berufung auf Luhmann nicht rundweg abstreiten können, daß Ich ein Du *»braucht«* und daß Ich mit Du etwas *»machen«* kann: *»Das Ich gewinnt (...) seine ichspezifische aktuelle Unendlichkeit, seine transfinite Selbstheit nur in der Kontrastierung zu einem anderen Ich (Du) gleicher Art, das ihm jede ontologische Selbstfixierung verwehrt, dadurch daß es sie beobachtet.«* (Luhmann 1984 a bzw. 1987 a, 129) *»Die Komplexität eines Menschen wird für einen anderen von Bedeutung und umgekehrt (...). Selbstverständlich bleibt die Beziehung von Mensch zu Mensch ein soziales Phänomen.«* (Ebd. 303)

Im Zusammenhang mit dem vorliegenden Buch ist von Interesse, daß ein *»Zusammenspiel«* weder zwischen Individuen noch zwischen Individuum und Gesellschaft bestritten wird (auch wenn in Ermangelung verfügbarer Vokabeln *»Zusammenspiel«* strenggenommen doch kein *»Zusammenspiel«* sein kann). Natürlich ist auch in der folgenden Auflistung von Bezeichnungen aus Luhmanns Texten zu beachten, daß sie viel *»rückfälliger«* klingen, als sie gemeint sein können; auch Luhmann kann nicht andauernd die Radikalität der Theorie mit stets unbelasteten Vokabeln beweisen; immerhin kommt auch er nicht ohne sie aus: Möglich sind neben

»Interpenetration« auch (gegenseitige) *»Erwartungen«* und *»Ansprüche«* (1984 a bzw. 1987 a, 362 ff.), *»externe Anlässe«* (1988 c, 886); *»Interpenetration«* wird *»(...) unter das Schema von Konformität und Abweichung gebracht«* (1984 a bzw. 1987 a, 312); es wird von *»Anschlußfähigkeit«* gesprochen (1990, 200 f.) und vor allem von *»struktureller Kopplung«* (1990, 29 f.). Mehrere Individuen können sich zu gegenseitigen Reaktionen zwingen: *»(...) eine Beleidigung erzwingt eine Reaktion usw.«* (1984 a bzw. 1987 a, 330) *»Die Komplexität wird für einen anderen von Bedeutung und umgekehrt. Wir wollen von zwischenmenschlicher Interpenetration sprechen (...)«* (ebd. 303). *»Bewußtseinssysteme werden durch Interpenetration mit sozialen Systemen sozialisiert«* (1988 c, 900).

Aus meiner Position ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß Luhmann mit Paradoxien startet, mit Paradoxien weitergeht und endet, auch mit der Paradoxie, daß zwischen Menschen untereinander und zwischen Menschen und sozialen Systemen *»nichts«* im üblichen Sinne passiert und doch wiederum *»etwas«* im unüblichen Sinne passiert. Auch Luhmanns *»Autonomie«*-Begriff hat diese paradoxe Struktur, was gleichermaßen nicht zu kritisieren ist; andererseits aber wird man auch nicht behaupten können, daß in keinerlei Hinsicht *»etwas passiert«* bzw. daß die *»Autonomie«* eine *»totale«* wäre. Auch die *»Geschlossenheit«* kann selbstverständlich keine *»vollkommene Geschlossenheit«* sein. (Vgl. dazu etwa Wallner 1990, 132 f.) Das Sprechen über *»Geschlossenheit«* setzt eine hypothetische Position *»außerhalb«* der *»Geschlossenheit«* voraus; innerhalb von ihr ließe sich nichts über *»Geschlossenheit«* sagen; das geschlossene System kann den *»Beobachter«*, der von ihr spricht, nur paradox enthalten; das aber immerhin. Und bei mehreren geschlossenen Systemen würde strenggenommen nur dann *»überhaupt nichts«* passieren, wenn auch die Möglichkeit der *»Interpenetration«*, des *»Anstoßes«*, der *»Grenzirritation«* oder der *»strukturellen Koppelung«* gar nicht gegeben wäre. Oder anders gesagt: Es ist extrem unwahrscheinlich, daß jemand, der die deutsche Sprache auf seine eigene Weise beherrscht, *»überhaupt nichts«* anläßlich dieses Satzes geben, also *»verstehen«* kann. Wenn es aber unmöglich ist, überhaupt nicht zu reagieren, wenn man – wie Luhmann – sagen kann, eine Beleidigung *»erzwingt«* eine Antwort, dann hat auch der Anstoß mindestens den *»Einfluß«*, dann *»verlangt«* auch der Anstoß eine

strukturelle Kopplung und spezifiziert in gewisser Weise doch, zwar nicht die Art und Weise der Reaktion, aber deren Spektrum; die vollständige Nicht-Akzeptierung des Anlasses ist ausgeschlossen; man könnte sich also fragen, ob nicht der Anlaß, wenigstens das Spektrum möglicher Reaktionen spezifiziert oder gar »determiniert«. Auch Medienangebote sind so gesehen nicht vollständig »unspezifisch«, ohne »Einfluß«.

Die Opposition gegenüber herkömmlichen Kommunikations-Konzepten bleibt zwar voll erhalten, aber auch innerhalb konstruktivistischer Diskussionen muß noch geklärt werden, inwieweit man tatsächlich hinausgelangt über eine radikale Erinnerung an das Wissen, daß wir selbst durch andere Menschen und durch die Gesellschaft nur äußerst begrenzt »anregbar« sind und daß wir so gut wie immer unseren Einfluß auf andere Menschen und auf die Gesellschaft überschätzen. Wer behauptet denn schon, Individuen könnten in die Gesellschaft »hinein« verändernd tätig werden, und wer bestreitet umgekehrt, Individuen könnten eine Quelle für Impulse, für Variationserwartungen und Variationsansprüche sein? Und wer glaubt noch daran, daß *die* »Welt« aus *einem* »Kopf« erfahbar sei? Auch Luhmann schließt nicht aus, daß Bewußtseinsleistungen – freilich durch Systemwandel kategorial verändert – in der Kommunikation sozialer Systeme »analog« »wiederkehren«.

Im Hinblick auf den eigenen Kontext: Halluzinatorische Sonder-Beobachtung hat die Möglichkeit zur Grenzirritation; der halluzinatorische Impuls, der Anstoß, die Anregung, die Erwartung und der Anspruch haben die Aussicht auf strukturelle Kopplung; sie ist weder nötig noch unmöglich, sie ist extrem unwahrscheinlich, aber ohne diese Irritationen, etwa in der puren Standard-Beobachtung, ist »Resonanz« wohl ausgeschlossen. – Individuen sind keine Teile, keine Komponenten, keine Elemente sozialer Systeme, und umgekehrt ist Gesellschaft, sind soziale Systeme nicht in psychischen Systemen verwirklicht, was aber gerade nicht ausschließt, daß eine individuelle Vorstellung von Gesellschaft kognitiv und emotional »imaginiert« werden kann, im Zuge dessen, was wir hier »Halluzinatorik« nennen.

2.9 Strukturelle Kopplung, Sprachgebrauch

Im vorliegenden Buch wird zwar die Rolle eines eigenwilligen, unkonventionellen und unkommunikativ verfahrenen Individuums (als die Rolle eines »halluzinatorischen« Sonder-Beobachters) herausgehoben, aber dies kann immer nur die anfänglichen Impulse kulturellen Wandels bezeichnen, indessen gerade nicht seinen Gesamtverlauf. Der konstruktivistischen Nicht-Hintergebarkeit bzw. Un-Übergebarkeit von Individualität widerspricht keineswegs die Bedeutsamkeit von struktureller Kopplung und ihrer Sonderform, dem Sprachgebrauch: Seine Innen-Außen-Differenz, seine Abgrenzung von (seiner) Umwelt und (seinen) anderen Systemen erzielt das Individuum nicht durch irgendeine Art von verstärktem Rückzug nach innen, sondern nur durch strukturelle Kopplung und Sprachgebrauch. (In der Entstehungsphase dieses Buches gebrauchte ich oftmals »Kommunikation« für das, was nunmehr »strukturelle Kopplung« heißt; ich habe mich von Luhmanns Arbeiten »überreden« lassen, die Bezeichnung »Kommunikation« bei der Beschreibung »psychischer Systeme« nicht mehr zu gebrauchen, auch wenn die »Erzväter« des Konstruktivismus ständig von »Kommunikation« sprechen.) Nur in struktureller Kopplung und im Sprachgebrauch »überleben« Impulse zu veränderter Welt-Interpretation und Welt-Konstruktion. Abrückende, abweichende, eigenwillige, halluzinatorisch verfahrenende Beobachtung ist zwar immer zum Teil auch »unkommunikativ«, aber diese abweichende Beobachtung stößt nur dann kulturellen und gesellschaftlichen Wandel an, wenn es über den ersten Impuls, den Anstoß hinaus schließlich auch noch gelingt, Verhalten anzuregen. In der strukturellen Kopplung mit anderen entscheidet sich schließlich, ob der jeweilige Anstoß zum Wandel, ob die jeweilige Halluzinatorik in ähnlicher Weise wiederholt oder verworfen werden.

Abgesehen von ihrer vergleichbaren biologischen Organisation verfügen Menschen über eine vergleichbare Sozialisation; aufgrund vergleichbarer Sozialisation verfügen Menschen über einen vergleichbaren Sprachgebrauch; aufgrund eines vergleichbaren Sprachgebrauchs verfügen sie wiederum über *ähnliche* (aber nicht identische) Selbstbeschreibungen und damit auch über *ähnliche* kulturelle Verhaltensweisen. Nur wenn man Sprache gänzlich »unkommunikativ«, tatsächlich in jeder Hinsicht nur für den ein-

zelen geltend denken könnte, ließe sich ein Solipsismus-Verdacht aufrecht erhalten. Durch die Verwendung von Sprache bewegt sich jeder einzelne Mensch – so kann es ein Beobachter sehen – in Koordinations-Bereichen: Auch der »Super-Nonkonformist« spricht deutsch.

Wie aber kommen bei der Geschlossenheit der jeweiligen kognitiven Welt nun strukturelle Kopplung und sogenannte »soziale Beziehungen« zustande? – Jeder Mensch kann, je mehr es sich um Alltags-Routinen handelt, um so leichter *unterstellen*, daß die anderen in ähnlicher Weise als Beobachter handeln und damit zu ähnlichen Wirklichkeits-Konstruktionen kommen, und die anderen *unterstellen* dies in bezug auf ihn. Und man kann dies »erfolgreich« unterstellen aufgrund einer weitestgehend ähnlichen biologischen Ausstattung (die anderen haben auch Augen, Ohren etc.) und aufgrund vergleichbarer Erziehung und Ausbildung, aufgrund vergleichbarer Sozialisation innerhalb einer vergleichbaren Kultur. Strukturelle Kopplung ist möglich, weil wir eine viable Vorstellung davon haben, was die anderen machen, wenn sie sich ihrerseits in bezug auf uns verhalten. Jeder einzelne verfügt über Erfahrungen, welche eigenen Verhaltensweisen von anderen akzeptiert werden, und jeder einzelne kann aufgrund dieser Erfahrungen nun auch seine Erwartungen einrichten, d. h. er kann Zustimmung bzw. sogar den Eindruck der Übereinstimmung unterstellen.

Aufgrund der – für einen Beobachter unterstellbaren – weitreichenden Vergleichbarkeit verschiedener individueller Kognitionsmuster, aufgrund weitreichender Parallelität wird es möglich, daß zwei oder mehr in sich jeweils geschlossene lebende Systeme ihre Verhaltensweisen koordinieren: Sie orientieren sich gegenseitig hin auf ihre jeweils vergleichbaren Wirklichkeits-Konstruktionen, sie bringen die einander entsprechenden Strukturen der jeweiligen Selbstdynamik in Gang, sie vergleichen die »Texte« ihrer jeweiligen »Lebens-Romane«. Ausgehend von solchen Ähnlichkeiten wird es für geschlossene, einzelne psychische Systeme möglich, zu »kommunizieren«. Nie aber käme es zu einem wechselseitigen »Austausch« instruktiver Informationen (»Befehle«), wie dies die meisten herkömmlichen Kommunikationsmodelle vorsehen.

Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht hätte man sich nunmehr vorzustellen, daß Kopplung stattfindet, obwohl keinerlei subjektunabhängige Zeichensysteme, keinerlei subjektunabhängige In-

formations-Materialien, kein festgelegter Sinn und keine festgelegten Bedeutungen ausgetauscht werden. Strenggenommen wird gar nichts ausgetauscht, es wird keine Botschaft übertragen, der Sender gibt nichts nach außen, und der Empfänger holt nichts Äußeres herein. Der Sender gibt allenfalls Impulse, aber die Dynamik der Antwort, die der Empfänger im Fall der Kopplung in Gang zu bringen hat, ist in ihrer jeweiligen konkreten Art und Weise ausschließlich vom Empfänger bestimmt. »Mitgeteilt« werden also lediglich Anlässe, Impulse, Anregungen. Strenggenommen kann man also niemandem anderen sagen, was man selbst meint, man kann dem anderen auch nicht zeigen, was man selbst fühlt, sondern man kann den anderen Menschen bestenfalls zu einer für beide akzeptablen Eigenreaktion veranlassen. Die eigenen Erfahrungen (und Sprach-Erfahrungen) sind das einzige Material und der einzige Wissens-Zusammenhang, zu dem Sender bzw. Empfänger Zugang haben. »Jeder Mensch ist für jeden anderen zunächst eine opake, undurchdringliche Einheit, deren »Realität« im Kopf des Beobachters rekonstruiert wird.« (Willke 1987 a, 342) Von Verstehen wäre dann zu sprechen, »(...) wenn ein Beobachter die Selbstbeschreibung eines Systems rekonstruiert.« (Ebenda 343; die Re-Konstruktionsmöglichkeit wäre indes ein wenig skeptischer als bei Willke zu beurteilen).

Text-Angebote lösen systeminterne Vergleichsprozesse aus; die Vergleichsbasis kann nichts anderes sein als die Lebenspraxis einer jeweils individuellen und individuell-sozialisierten Konstruktion von Wirklichkeit. Jedes Selbstsystem muß und kann seine Erfahrungen nur selbst machen, d. h. nur im Kontext der eigenen »endlos autobiographischen Tätigkeit«. »Ich werde nie sehen, wie Ihr »rot« aussieht. Aber es ist natürlich so, daß in Ihrer kognitiven Organisation, die Sie als kleines Kind entwickelt haben, »rot« einen Platz in einem topologisch geordneten System hat. Und ich habe die selbe Arbeit gemacht, als ich ein kleines Kind war. Und auch wenn wir nie wissen werden, ob unsere innere Zuordnung – von Farben z. B. – dieselbe ist, ist es möglicherweise so, daß wir wissen, daß die Farbe, die mein Pullover hat, sich in meiner kognitiven Organisation auf einer Stelle befindet, die isomorph, also strukturähnlich ist mit einer ähnlichen Stelle in Ihrer Organisation. Das ist genug. Man kann einem Herrn erklären, wo die Maximilianstraße in München liegt, so daß er die Straße findet, auch wenn der Herr vielleicht die Maximilianstraße mit ganz an-

deren Gedanken verbindet als ich. Sprachlich miteinander umgehen wäre dann so etwas wie Strukturen zu vergleichen.« (Lars Gustafsson 1989, 124) Man hat sich also vorzustellen, daß strukturelle Kopplung auf der Basis mehrerer geschlossener »Selbstbeschreibungen« funktioniert; »gelungene Kommunikation« wäre so gesehen in der Tat eine Art Mißverständnis, das sich für alle Beteiligten in akzeptablen Grenzen hält. Aus dieser Perspektive erscheinen selbst noch die differenzierten und skeptischen Überlegungen von Jürgen Habermas zu einer »Theorie des kommunikativen Handelns« (1981) als hoffnungsvolle »Kommunikationsutopie«. ²⁷

In konstruktivistischer Sicht muß man davon ausgehen, daß es im strengen Sinne überhaupt keine Informations-Übertragung durch Sprache gibt (vgl. Maturana 1982, 56 ff.), daß sich Sprache eher als ein Instruktionssystem zum Aufbau von Informationen und weniger als ein Übertragungssystem von Informationen vollzieht. Nicht nur auf den Umgang mit Literatur bezogen, sondern allgemein formuliert heißt es in konstruktivistischen Überlegungen: »Jede Person sagt, was sie sagt, und hört, was sie hört, gemäß ihrer eigenen Struktur determiniertheit; daß etwas gesagt wird, garantiert nicht, daß es auch gehört wird. Aus der Perspektive eines Beobachters gibt es in einer kommunikativen Interaktion immer Mehrdeutigkeit. Das Phänomen der Kommunikation hängt nicht von dem ab, was übermittelt wird, sondern von dem, was im Empfänger geschieht. Und dies hat wenig zu tun mit »übertragener Information.« (Maturana und Varela 1987, 212)

Textverstehen erfolgt nicht im Sinne einer Informationsübertragung durch Sprache, sondern der Text erscheint als Impuls, als Orientierungsanlaß. Sprache führt nicht zum Austausch von Information(-spaketen), sondern Sprache fungiert als Auslöser für resonante Selbstbeschreibungs-Prozesse: Informationen werden so gesehen erst bei Lesern und Hörern »erzeugt«; Rezipienten können von einem Text nur das nehmen, was sie in der eigenen kognitiven Hervorbringung des jeweiligen Textes ihrerseits auch geben können. Die These, es gäbe keine Informationsübertragung durch Sprache, ist nicht als apodiktische Behauptung zu verstehen, sondern als Gegenthese zu einer Art von Korpuskel-Theorie, wonach einigermaßen stabile, konsistente Informationen von einem Sender zu einem Empfänger übermittelt werden. (Vgl. auch Oeser 1989)

Strukturelle Kopplung ist kein Austausch, sondern eine Koordination von parallel und a-parallel verlaufenden Handlungen, und nur weil diese Koordination meist reibungslos klappt, meist ohne Verstehens-Krise verläuft, kann es auf einen ersten Blick zu der Täuschung kommen, als sei Sprache denotativ (als verweise sie auf subjektunabhängige Entitäten), als finde tatsächlich eine Übertragung von Information statt. »Denotationen« (etwa in Bedeutungs-Wörterbüchern formuliert) würden lediglich »krisenlose« Konventionen, »reibungslose Kommunikation« in der Folge der grundsätzlich konnotativen Sprachverwendung bezeichnen.

Sprachegebrauch verweist nicht »denotativ« mit beobachter-unabhängigen Zeichen auf unabhängige »Gegenstände«: Sprache wäre erst für einen Beobachter, der »reibungslose« Verständigung unterstellt, denotativ. »Denotation entsteht erst in einem Metabereich, und zwar als ein *a posteriori*-Kommentar eines Beobachters hinsichtlich der Konsequenzen des Verhaltens der interaktiven Systeme.« (Maturana 1982, 259) »Denotationen« sind demnach nichts anderes als das Beobachter-Konzentrat prinzipiell konnotativer Sprach-Prozesse; das Konzentrat steht aber nicht für einen intrinsischen »Sprachinhalt«, für eine »Botschaft« (an sich).

Was man hört oder liest, stellt einen Orientierungsanlaß und eine Orientierungshilfe dar; Information wird erst aufgebaut, erst konstruiert, aber nicht als fertiges Informations-Stück von außen bezogen. Der Text, seine Bedeutung ist auf direktem Weg nicht übertragbar. »Rezipienten erzeugen Lesarten (...) ohne Original«. (Schmidt 1988, 151) Gesprächspartner koppeln mittels Unterstellungen, und Verstehen bzw. Verständnis ist immer dann gegeben, wenn eine Unterstellung gleichsam problemlos erfolgreich war. Demnach ist es völlig unmöglich, jemandem eine Botschaft, ein Sprachmaterial-Stück, eine eigenständige, subjekt-unabhängige Information zu übermitteln. »Bedeutungen sind mithin Resultate von Handlungen und keine Texteigenschaften.« (Schmidt 1982, 20) Es werden keine Informationen, Botschaften, Gedanken, Meinungen oder Aussagen *übertragen*. Einzelne sprachliche Zeichen und ganze Texte stellen nur Anreger, nur Impulse dar, aber in ihnen und mit ihnen ist in keiner Weise schon endgültig festgelegt, wie die jeweiligen Hörer oder Leser reagieren. »(...) eine sprachliche Botschaft kann strikt nur im Rahmen der Erfahrung des Empfängers interpretiert werden.« (von Glasersfeld 1987 a, 91) *Semantik ist ausschließlich für den Selbstbeobachter gültig.*

Meine »Zehn Gebote« sind nicht Ihre »Zehn Gebote«; wir denken verschieden über Emanzipation, Elternverehrung, Diebstahl, Ehebruch oder Töten. Juristische Texte sind für alle in dem Maße ähnlich, je weiter die Konstruktions-Routinen reichen; das beweist aber nicht, daß nicht auch ihre konkrete Semantik immer nur im einzelnen Individuum verkörpert ist. »Was er (der einzelne Mensch; B.S.) mit ›Staat«, ›Demokratie«, ›Freiheit«, ›Bildung«, ›Arbeit«, ›Firma«, ›Familie«, ›Emanzipation« etc. assoziiert, hängt völlig von seiner Stellung und seinen Erfahrungen in den jeweiligen Kontexten ab. Auch wenn es immer wieder von interessierter Seite versucht wird: Sprachregelungen können die subjektiven Bedeutungen nicht normieren, allenfalls Sprachlosigkeit erzeugen und sei es in der Form der sprachlichen Isolierung, in der es Machtgruppen gelingt, das, was ein Begriff für eine Mehrzahl von Menschen konnotiert, so festzulegen, daß die entsprechende Begrifflichkeit und mit ihr bezeichnete Verhaltensweisen für eine Minderheit (und sei es nur eine machtmäßige Minderheit) nicht mehr verwendbar ist.« (Hejl 1982, 247)

Es gibt für einen anderen Beobachter keinen direkten Zugang zu einer fremden Selbstbeschreibung. Es ist »(...) dem Orientierten überlassen, wohin er durch selbstständige interne Einwirkung auf seinen eigenen Zustand seinen kognitiven Bereich orientiert. Seine Wahl wird zwar durch die ›Botschaft« verursacht, die so erzeugte Orientierung ist jedoch unabhängig von dem, was diese ›Botschaft« für den Orientierenden repräsentiert. Der Hörer erzeugt Information dadurch, daß er seine Ungewißheit durch seine Interaktionen mit seinem kognitiven Bereich reduziert.« (Maturana 1982, 57) »Die Beziehungen von Sprachstrukturen und Weltstrukturen liegen innerhalb der Kognitionsbereiche jedes einzelnen kognitiven Systems. Deshalb bedeutet das Wissen von ihnen und über sie auch kein Wissen, das über die Grenzen der Kognitionsbereiche hinaus auf die Struktur und Beschaffenheit der Wirklichkeit verweisen würde, und zwar auch dann nicht, wenn diese Wirklichkeit in naturwissenschaftlicher, z. B. physikalischer Charakterisierung vorgestellt wird.« (Rusch 1987 a, 161)

Die hochkomplexen Prozesse bei der Informationskonstruktion hat Hejl an einfachen Beispielen zu beschreiben versucht: »Wenn wir annehmen, daß die Kontakte zwischen A und B auf das beschränkt sind, was für das Beispiel notwendig ist, dann können wir erkennen, daß ›Apfel« für A etwas anderes bedeutet als für

B. Das Symbol ›Apfel« bezeichnet zwar einerseits den Gegenstand, bedeutet aber für A etwas anderes als für B. Wenn A und B also über Apfel sprechen und dabei das Symbol ›Apfel« verwenden, designieren sie Objekte, die in Abhängigkeit von der jeweiligen Erfahrung für A etwas anderes bedeuten als für B, gleichzeitig aber einander so ähnlich sind, daß eine *Beschreibung* als Voraussetzung weiterer Handlungen möglich ist. (...) Dementsprechend denotiert ›Apfel« für A und B *cum grano salis* das gleiche Objekt, konnotiert aber gleichzeitig, und von der denotativen Funktion nicht ablösbar, die individuellen Handlungserfahrungen von A und B. Der konnotative Aspekt ist Resultat der Selbstreferentialität des Handelns eines jeden Akteurs.« (1982, 278)²⁸

Die Geschlossenheit ihrer jeweiligen Selbstsysteme wird bei den »Kommunizierenden« nicht durchbrochen. Auch dies erklärt den außerordentlich hohen *Anteil emotionaler Faktoren* bei jeder Koordination: Wo Sympathie, Freundschaft oder Liebe fehlen, wo die Aversion bereits vorherrscht oder nach den ersten Worten eines Text-Angebots möglich wird, werden vom Rezipienten alle weiteren Begründungen und Vorschläge nicht mehr oder nur mehr schwerlich aufgebaut, d. h. *die Bereitschaft, sich ein dem vorgeschlagenen Phänomen ähnliches Phänomen bei sich selbst zu erzeugen, ist emotional blockiert*; der Text wird nicht verstanden, weil seine Annahme gleichsam verweigert wird. Oder genau anders gesagt, in Richtung auf die »Freiheit« des Empfängers gewendet: Der Empfänger hat die »Freiheit«, Informations-Vorschläge gegebenenfalls auch zu ignorieren, d. h. sie in der eigenen Selbstdynamik gegebenenfalls auch nicht hervorzubringen. Bei einer Beleidigung, zum Beispiel, kann man selbst entscheiden, wie stark man und vielleicht sogar, ob man überhaupt beleidigt sein will oder nicht.

Die Ähnlichkeiten der jeweiligen kognitiven und emotionalen Welten sind indessen meist so groß, daß man sich (zumindest in Alltags-Situationen) »reibunglos« verständigen kann und so tun kann, als redete man von einem unabhängigen, identischen Gegenstand, der allen auf dieselbe Weise gegeben wäre. Andere Menschen sind dem einzelnen Individuum verständlich aufgrund seiner jeweils mehr oder weniger stark entwickelten kognitiven Fähigkeit und emotionalen Bereitschaft, sich vergleichbare (Ich-) Sätze zu erzeugen. Vor allem der jeweilige Rezipient muß ein Mindestmaß an Gemeinsamkeit, an Interaktion *wollen*, bevor

man sich sprachlich verständigen kann. *Verstehen ist in erster Linie ein soziales und emotionales und erst in zweiter Linie ein sprachliches Phänomen.* Sprachgebrauch übersteigt Sprachliches, Sprache ist kognitiv und emotional »hintergebar«. Daß Sprache unhintergebar sein könnte, ist ein Eindruck, der durch die zwangsläufig sprachliche Darstellung des Problems entsteht. (Vgl. Holenstein 1980)²⁹

Sprachgebrauch bekräftigt zwar den »operational konsensuellen« Bereich zwischen zwei Sprechern, jedoch erscheint Sprache nicht als Grundbedingung für »operationalen Konsens« überhaupt (was »operationaler Konsens« meint, wird auf den folgenden Seiten erläutert); der für das Sprechen notwendige Konsens geht, sofern er überhaupt zustande kommt, zurück auf eine stillschweigende, nicht-sprachliche Übereinkunft der Gesprächsteilnehmer. Folgt man den Überlegungen konstruktivistischer Sprach-Theorien, dann werden *nicht* erst durch Sprache konsensuelle Bereiche zwischen Sprechern aufgebaut oder verstärkt, sondern eher umgekehrt: eine kognitive und emotionale (vorsprachliche und außersprachliche) – ähnliche Lebensprozesse betreffende – strukturelle Kopplung zwischen den Sprechern wäre selbst noch die Voraussetzung dafür, daß ein Verstehen mit Hilfe von Sprache überhaupt zustande kommen kann. Verstehen ist Voraussetzung von Sprache, nicht allein ihre Folge. (Vgl. Rusch 1990)

Natürlich gibt es in der Sprachwissenschaft seit längerem Kommunikations-Konzepte, die konstruktivistischen Konzepten ähnlich sind; Hörmann (1976) geht etwa davon aus, »(...) daß Information nicht etwas ist, was wir draußen in der Welt vorfinden, ergreifen und in uns hineinnehmen (und dann vielleicht sogar an andere weitergeben), sondern *Information ist etwas, das wir aktiv schaffen*, (...) – letzten Endes sind wir es, die die Welt sinnvoll und informationshaltig machen.« (1976, 470) Bei List (1981) liest man folgende Zusammenfassung: »Der Hörer stellt (...) aus der angebotenen Information für sich selbst eine Interpretation nach ganz eigenwilligen Mustern her und richtet auch seine Rezeptionshaltung in einer Weise ein, daß gerade nur solche Dinge Aufmerksamkeit erhalten, die für die Herstellung der subjektiven ›Sinnkonstanz‹ vonnöten sind. (...) Bezogen auf wechselseitige Interaktionen, muß dies eine Vorstellung von der sozialen Verständigung mit sich bringen, als sei sie eine Art Schlagabtausch von Subjektivismen: Sprecher und Hörer vermitteln sich im

Grunde wenig voneinander, sondern stimulieren sich gegenseitig nur zu immer weiter ausgeformten je individuellen Konstruktionen über das, wovon gesprochen wird.« (1981, 194) Spätestens bei Wilhelm von Humboldt finden sich »konstruktivistisch« klingende Überlegungen zur Sprache. (Darstellung bei Nünning 1988)

Sprache ist (je nach Perspektive) idiosynkratisch *und* konsensuell. Der sprachliche Bereich »(...) ist begrenzt und unendlich zugleich; begrenzt, weil alles, was wir sagen, eine *Beschreibung* ist, und unendlich, weil jede *Beschreibung* in uns selbst die Basis für neue Orientierungsinteraktionen und folglich neue *Beschreibungen* konstituiert.« (Maturana 1982, 73 f.) In konstruktivistischer Sicht erscheint Sprache extrem widersprüchlich: Alle Beschreibungen erscheinen einerseits als »grundlose«, durch keine »Realität« gerechtfertigte subjektabhängige Konstruktionen, aber andererseits täuscht Sprache fortlaufend über diese Voraussetzung hinweg: Sprache, gebraucht vom Beobachter, simuliert eine unabhängige, dem Sprecher gleichsam gegenüberliegende, gegenständliche, »realistische« Welt außerhalb des eigenen Kopfes. »Menschen können über Gegenstände sprechen, da sie die Gegenstände, über die sie sprechen, eben dadurch erzeugen, daß sie über sie sprechen.« (Maturana 1982, 264)³⁰

Die einzige Möglichkeit, die individuelle Geschlossenheit zu überschreiten, besteht in einem »operationalen Konsens«, in einem Schein-Konsens. Gerade weil die Grundvoraussetzung der Geschlossenheit (auch die der unüberwindlichen individuellen »Einsamkeit«) gilt, ist der Zwang zur Täuschung (mindestens in Alltagssituationen) nicht außer Kraft zu setzen: *Operationaler Konsens ist unentbehrlich.* Aus der Geschlossenheit seines Nervensystems und aus der Einzigartigkeit seiner kognitiven Konstruktionen folgt zwar, daß es zwischen lebenden Systemen keinerlei objektiven Konsens, d. h. keine Einigung über objektiv vorgegebene Gegenstände geben kann, und gleichermaßen erscheinen rigide Konzepte der »Intersubjektivität« als Kommunikationsutopie. (Vgl. Luhmann 1990, 619) Aber dennoch können lebende Systeme ihre Verhaltensweisen so koordinieren, daß eine *Art operationaler Konsens* entsteht, daß es zunächst also (einem Beobachter) so scheinen kann, als bestünde doch ein Konsens über eine unabhängige, für alle Beobachter identische Sache. Beim operationalen Konsens liegt die »Wahrheit« des Konsens nicht

irgendwo außerhalb der »kommunizierenden« Systeme, sondern der Konsens liegt jeweils in den kognitiven und emotionalen Bereichen der beteiligten Systeme: Operationaler Konsens ist Koordination bzw. strukturelle Kopplung subjektabhängiger, »synreferentieller« Wahrnehmungen (»synreferentiell« im Sinne von Hejl 1985, 109), ist eine krisenlose Schein-Einigung, eine Einigung also, deren grundlegende Kluft in der jeweiligen Situation nicht als Problem akut wird. Positiv gewendet: Gerade der offene, der operationale Konsens ermöglicht eine flexible Dynamik der jeweiligen »Kommunikations«-Reaktionen.

Man kann mit anderen Menschen überhaupt nur dann reden, und man kann sich mit anderen Lesern über eine Lektüre überhaupt nur dann verständigen, wenn ein operationaler Konsens über die elementaren Grundbedingungen eines Textes hergestellt ist: »Katze« ist für niemanden gleich »Hund«, und allenfalls in feindlichen Auseinandersetzungen dreht man einander dergestalt »das Wort im Munde um«. Sprachliche Verständigung erscheint jetzt als sozial koordinierte Abfolge paralleler, jeweils systeminterner Orientierungen. Hochkonsensuelle Bedeutungs-Zuschreibungen markieren jenen »Text«-Teil, der vom einzelnen Rezipienten nicht mehr gleichsam nur einzigartig (oder gar »idiosynkratisch«) »erzeugt« werden kann (der einzelne Rezipient – das könnten alle beteiligten Rezipienten in einem Vergleich beobachten – verfährt innerhalb dieses Bereichs ähnlich wie die meisten anderen Rezipienten zur gleichen Zeit, in der gleichen Kultur). *Auch die hier vorgelegten Hypothesen implizieren somit immer noch, daß Texte nicht in jeder Hinsicht vom Rezipienten »erzeugt« werden.* Sprachgebrauch zeigt jene beiden Extreme, von denen in diesem Kapitel fortlaufend gesprochen wurde: Sprachgebrauch ist a) als Kognition und Emotion extrem individuell und zugleich b) als strukturelle Kopplung extrem sozial (und die doppelte Verschärfung dieser Extreme vorgenommen zu haben, wäre die hauptsächliche Leistung konstruktivistischer Kommunikations- und Sprachtheorie).

Der genauere Zusammenhang zwischen »Sprache« und »Kognition«, zwischen »Sprache« und »Denken« ist in der Forschung nach wie vor ungeklärt; die Annahme, »Sprechen« und »Denken« gleichzusetzen, hat allerdings lange Tradition, und vielleicht erklärt dies, warum ungenaue Annahmen noch immer verbreitet sind: »Von Platon bis Watson versuchte man, das Denken und, bei

einer Neigung zu absolutistischen Lösungen, alles Mentale überhaupt mit der Identifikation als Rede dingfest zu machen: Denken ist ein Sprechen mit sich selbst, mit der gleichen Struktur wie das intersubjektive Gespräch, nur lautlos.« (Holenstein 1980, 122 in einer Kritik solcher Positionen) Die Fragestellung selbst hat sich ihrerseits als ein linguistisches Problem erwiesen: Was ist jeweils gemeint, wenn von »Sprache«, »Denken« und »Kognition« die Rede ist? (Vgl. Hörmann 1970, 293; List 1981, 174) Wittenberg (1957) versucht die Sprachgebundenheit selbst des mathematischen Denkens nachzuweisen; eine Art »sprachfreier Begriffsbildung« glaubt Kendler (1963) nachgewiesen zu haben (Angaben bei Oerter 1980, 95); insbesondere den Thesen von H. G. Furth in »Denkprozesse ohne Sprache« (1972) ist verschiedentlich widersprochen worden – hinsichtlich seiner These, die Intelligenz und Kreativität von Gehörlosen sei unbeeinträchtigt und funktioniere auch ohne Sprache. (Zu den Einwänden vgl. List 1981, 174) Demgegenüber versucht Gipper (1978) zu beweisen, daß es keinerlei Denken ohne Sprache gebe; und schränkt dies später ein (Gipper 1983). Die These von der vollständigen Bestimmtheit des Denkens durch Sprache ist allein formal-logisch problematisch: Wäre es so, daß es keinerlei Differenz von Sprache und Denken gäbe, dann könnte es auch keinerlei Beobachtung geben, die das Differenten nunmehr bis zur Identität verbindet.

Im offenbar einigermaßen frei verfügbaren Angebot kontroverser Überlegungen zum Problem »Kognition« und »Sprache« ist hier folgendes festzuhalten: Kognitive Prozesse umfassen zwar sprachliche Prozesse, gehen aber darüber hinaus; der Überschneidungsbereich läßt sich (behelfsmäßig) als Bereich des »sprachlichen Denkens« bezeichnen; so gesehen wären auch die globalen Aspekte der Thesen von der »sprachlichen Weltansicht« (W. v. Humboldt), vom »sprachlichen Weltbild« (Weisgerber), von der »linguistischen Relativität« (Whorf, Sapir) einzuschränken. Weinrich (1968) besteht auf der energischen Behauptung, die These vom sprachlichen Weltbild sei »grundfalsch«. Auch Maturanas weitreichende Sprach-Konzeption steht teilweise im Widerspruch zu Maturanas umfangreichem Kognitions-Konzept; der von Maturana abgesteckte Bereich kognitiver Selbst-Beobachtungen ist weitergefaßt als das, was er mit sprachlichen Prozessen zu erklären versucht. Insgesamt gilt: »(...) die Aussage, daß Sprache von entscheidender Bedeutung für kognitive Strukturierungsleistung-

gen ist, impliziert weder notwendig ihre Autonomie noch ihre Priorität.« (List 1972, 83)

Nur wenige der Hoffnungen, die noch vor Jahren in die neurophysiologischen Sprachforschungen gesetzt wurden, haben sich bislang bestätigt. So scheint etwa der Streit, welche Hirn-Hälfte über »Kontrollmechanismen«, »Bewußtsein«, »Geist« bzw. »Mind« verfüge, auch deshalb nicht entscheidbar, weil das Konzept strikter Hemisphären-Trennung sich als offenbar nicht haltbar erwiesen hat. Jedenfalls ergäbe die Emphase von Watzlawick (1982) in bezug auf das »Rechtshemisphärische« kaum eine brauchbare Basis für die Erforschung emotionaler Anteile an der Produktion und Rezeption von Literatur. Vorläufig läßt auch eine Aufteilung der Hirn-Funktionen nach dem phylogenetischen Alter der Hirnteile (vgl. dazu etwa Jantsch 1982) keine unproblematischen Schlußfolgerungen darüber zu, welche Teile des Hirns etwa (besonders) für Emotionen oder Kognitionen, für analytische oder ganzheitliche Betrachtungen »allein zuständig« seien. Was man einigermaßen sicher weiß, ist, grob gesagt, nur dies: Alle Hirn-Areale beherrschen beinahe alle Funktionen des Gehirns, wenn auch jeweils unterschiedlich gut.

Trotz aller Unklarheiten im Bereich von Sprache und Denken und neurophysiologischer Sprachforschung dürfte ein Ergebnis stabil bleiben: Literatur-Forschung hat mit der »Hintergebarkeit« von Sprache zu rechnen.

»Mein Monolog versteht sich von selbst.«
(Ernst Meister 1932)

»Der innere Dialog, soweit er sich auf Vorannahmen, Hypothesen usw. bezieht, steuert und beeinflusst, welchen Dingen der Wissenschaftler seine Aufmerksamkeit widmet und wie er die Phänomene bewertet (. . .). Bestimmend für den Prozeß der Verhaltensänderung sind die Eigenarten der kognitiven Strukturen des Wissenschaftlers, das begleitende innere Sprechen und die Verhaltensprodukte (die Tätigkeitsergebnisse). Was sich der Wissenschaftler über die Verhaltensprodukte sagt, entscheidet darüber, ob er die Ergebnisse als Beweis betrachtet, was wiederum seine Überzeugungen (kognitive Strukturen) ändern kann.« (Donald W. Meichenbaum 1979, 213)

2.10 Inneres Sprechen

»Inneres Sprechen« soll hier als das Modell gelten, mit Hilfe dessen sich »Selbstbeschreibung« und »endlos autobiographische Tätigkeit« genauer untersuchen lassen. Der Vorschlag bezieht sich hauptsächlich auf den sprachlichen Anteil am Prozeß der Selbstbeschreibung, denn von den metabolischen, hormonellen, neuronalen Prozessen eines psychischen Systems werden zumeist keine bewußten und vor allem keine sprachlich artikulierten Selbstbeschreibungen angefertigt – es sei denn, es käme auch hier zur »Krise«, zu drastischen Reaktionen wie etwa im Krankheitsfall. Die Orientierung allein an den sprachlichen Faktoren innerer Vorgänge erscheint also als eine erhebliche Verkürzung des Gesamtprozesses der Selbstbeschreibung; die Hervorhebung von sprachlich erfaßbaren Selbstbeschreibungs-Aspekten stellt allenfalls einen mehr oder weniger passenden Stellvertreter für den komplexen Gesamtvorgang innerer Vorgänge dar, und die Konzentration auf sprachlich erfaßbares ergibt sich aus der Zwangslage, daß wir »(. . .) praktisch keine Möglichkeit (haben), Vorgehensweisen und Leistungen des Denkens ohne Einschaltung sprachlicher Prozesse greifbar zu machen.« (Hörmann 1970, 293)
In diesem Zusammenhang wird eine umfassende Kritik sprach-

wissenschaftlicher und vor allem psychologischer Konzepte unumgänglich.

»Inneres Sprechen« gilt in der Psychologie auch bislang schon als ein für das Schreiben und Lesen relevanter Prozeß; »Inneres Sprechen«, verstanden als Interpretationsleistung, bedeutet dabei »(...) gewöhnlich ein lautloses, mentales Sprechen, das dann auftritt, wenn wir über etwas nachdenken, wenn wir Probleme im Kopf planen oder lösen, uns an gelesene Bücher oder an gehörte Unterhaltungen erinnern, wenn wir still lesen oder schreiben. (...) Die Elemente des inneren Sprechens sind in all unseren bewußten Wahrnehmungen vorzufinden, Handlungen und Gefühls-erlebnissen, wo sie sich als sprachlich geformte Einstellungen, Anweisungen an sich selbst oder sprachliche Interpretationen von Empfindungen und Wahrnehmungen manifestieren. Somit erweist sich inneres Sprechen als ein sehr bedeutender und universeller Mechanismus in Bewußtseinsprozessen und in der psychischen Aktivität von Menschen.« (A. N. Sokolov 1972, 1; zitiert nach Meichenbaum 1979, 10) Auf die Bedeutung des Inneren Sprechens für die Rezeption von Texten wird noch ausführlicher verwiesen (siehe unten S. 136f.).

Überlegungen zu dem, was hier mit den Bezeichnungen »Selbstbeschreibung« bzw. »Inneres Sprechen« zu umfassen versucht wird, sind spätestens seit Plato bekannt; trotzdem scheinen, wie sich noch zeigen wird, die jetzt verfügbaren Selbstbeschreibungskonzepte in mehrfacher Hinsicht auch »neu«. In den »Principles of Psychology« (1890) erklärt William James den Prozeß der inneren Vorgänge als »stream of thoughts, of consciousness«; Paul Dubois (1907) war einer derjenigen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts die klinisch-psychologische Bedeutung des sich jeweils vollziehenden Inneren Sprechens hervorgehoben haben; Émile Coué scheint um 1910 in Nancy einige psychotherapeutische Erfolge mit einigermaßen simplen Selbstlob-Indoktrinationen erzielt zu haben (vgl. Coué 1925).

Folgt man den Überlegungen, die zugleich etwa auch die Kernthesen der kognitiv-orientierten Psychotherapien darstellen, dann »indoktrinieren« Menschen sich andauernd selbst; die Überzeugungen, die sie sich einreden, bestimmen ihre Handlungen und ihre Gefühle; im Anschluß an solche Konzepte wird Verhaltensänderung generell (und dann im speziellen Fall der »Psychotherapie«) primär an eine Veränderung des Inneren Sprechens gebun-

den, etwa als »(...) Lernprozeß, durch den eine Person die Fähigkeit erwirbt, mit sich selbst in angemessener Weise zu sprechen, um so ihr Verhalten zu steuern.« (Shaffer 1947, 463; zitiert nach Meichenbaum 1979, 183) Eine starke psychische Belastung, z. B. »Angst«, könnte jetzt auch als Angst vor dem eigenen Inneren Sprechen verstanden werden; eine Person »sagt sich«, daß sie den gewünschten Anforderungen nicht gewachsen sei und daß die Folgen eines eventuellen Scheiterns psychisch und physisch kaum erträglich seien: »Angesichts der menschlichen Fähigkeit, nicht nur vor den Drohungen und Strafen anderer, sondern auch vor den eigenen verbalen und nonverbalen Kommunikationen Angst zu haben, waren die Patienten natürlich ausgezeichnet im Stande, sich Gefahren einzubilden bzw. etwas selbst als Gefahr zu definieren, ohne daß dafür eine reale Basis in Form psychischer und sensorischer Strafen vorhanden war.« (Ellis 1977, 23)

Stärker ausgearbeitete psychotherapeutische Ansätze, die die Selbstverbalisierungen des jeweiligen Klienten zum Mittelpunkt ihres therapeutischen Vorgehens machen, gibt es seit etwa zwanzig Jahren; und wenn man von der Zahl der diesbezüglichen Publikationen ausgeht, dann gewinnen diese kognitiven Psychotherapien stark an Bedeutung. Am Anfang dieser Entwicklungen stehen die Arbeiten besonders von A. R. Luria, Albert Ellis, Aaron T. Beck und Donald W. Meichenbaum. Für Albert Ellis sind es ganz bestimmte, internalisierte Sätze des Inneren Sprechens, die zur Auslösung solcher Emotionen führen, die üblicherweise als »neurotische« Störung beschrieben werden. Aaron T. Beck hat nicht nur in Einzelfallstudien, sondern auch in breiter angelegten experimentellen Untersuchungen gezeigt, wie z. B. Depressionen durch veränderte Selbstverbalisierung der Klienten entscheidend verbessert werden können. (Einen Überblick über die empirischen Erfolgskontrollen kognitiver Psychotherapien geben di Giuseppe und Miller 1979.) Die sogenannte »Attributionstheorie« (vgl. Herkner 1980) stellt eine weitere spezielle Möglichkeit dar, die individuellen »(...) Meinungen über Kausalzusammenhänge, sowie das Zustandekommen und die Auswirkung solcher Meinungen« zu erforschen. (Herkner 1980, 11) Kausal-Attributionen inszenieren Menschen aus dem Bedürfnis nach Vorhersagbarkeit und Kontrolle ihrer Welterfahrung, und als Ort dieser Attributionen gilt das Innere Sprechen.³¹

Herkömmlicherweise werden Prozesse, die zum Teil dem ver-

gleichbar sind, was hier »Selbstbeschreibung« bzw. »Inneres Sprechen« meint, unter anderem mit den folgenden Vokabeln bezeichnet: Selbstgespräch (Ellis 1977), Selbstverbalisierung (Herker 1980), Selbstinstruktion (Schlottke 1980), Selbstindoktrination (Ellis und Grieger 1979), Selbstsuggestion und Autosuggestion (Stokvis und Pflanz 1961), Selbstbefehl, Selbstbeeinflussung, Selbstrat (alle drei Bezeichnungen bei Stokvis und Pflanz 1961). Angeboten werden in der Forschungsliteratur auch Innere Sprache, Inneres Gespräch, Endophasie, Internal Speech, Internal Speeking. Leontjew (1969; vgl. Hörman 1976, 298 f.) unterscheidet zwischen »Inner Speech« und »Inner Speeking«; van Quekelberghe (1979) unterscheidet zwischen »Selbstverbalisierung« und »Selbstsprache«. Nicht nur in der Literaturwissenschaft, sondern auch in der Psychologie wird von innerem Dialog, innerem Monolog gesprochen. (Siehe dazu unten die Seiten 137 f.) Die hier genannten Namen bezeichnen mehr oder weniger das gleiche; wenn mehr als zwei Namen zur Bezeichnung eines Vorgangs verwendet werden, so dient das dazu, einzelne Aspekte des Inneren Sprechens zu unterscheiden. Obwohl alle genannten Bezeichnungen ähnlich klingen, ähnliches zu meinen scheinen, definieren die einzelnen Forscher dennoch unterschiedlich weit, was unter Sprache, Sprechen, Kommunizieren zu verstehen sei, und danach richtet sich schließlich auch, wie jeweils der Zusammenhang zwischen Kognition und Sprache, zwischen Sprache und Bewußtsein ausfällt. Die Bezeichnung »Inneres Sprechen« hat den Vorteil – im Unterschied zu Innerem Gespräch, Innerem Monolog, Innerem Dialog etc. –, daß mit ihr noch nicht festgelegt ist, daß »Inneres Sprechen« gesprächsartig, monologartig bzw. dialogartig verlaufe.

Häufig findet man in älteren psychologischen Arbeiten die »Verkennung der Selbstanrede als Symptom des Egozentrismus«. (Vgl. List 1981, 201) Die jeweils spezifischen Ausprägungen des Inneren Sprechens, die jeweiligen Rollen, Selbstbeobachtungen, Stimmen sind indessen immer auch durch individuelle Sozialisation beeinflusst, sie behalten also so gesehen auch in psychischen Systemen eine prinzipiell soziale Qualität. Daher werden mit »Selbstbeschreibung« bzw. »Innerem Sprechen« hier auch keinesfalls vorrangig oder ausschließlich jene Selbst-Verhaltensweisen verbunden, die man herkömmlicherweise mit »Meditation«, »Selbstversenkung«, »Ich-Kontemplation« oder esoterischer »In-

trospektion« bezeichnet und die mittlerweile als Neue Subjektivität, Neuer Irrationalismus, narzistischer Innerlichkeitskult oder Biologismus, jedenfalls als forcierter Rückzug auf das eigene Ich, favorisiert oder attackiert werden.

Erste Überlegungen zum Inneren Sprechen gehen zurück auf Platon: »DER FREMDE: Nun, Gedanke und Rede ist doch dasselbe; nur ist das Gespräch im Innern der Seele mit sich selbst, das sich ohne Stimme vollzieht, eben das, was wir als ›Gedanken‹ bezeichnet haben. THEAITETOS: Ja, gewiß.« (Zitiert nach 1974, 212) Im Behaviourismus von John B. Watson bis hin zu Kainz (1965, 149) werden Denken und Inneres Sprechen gleichgesetzt. Doch als eines der wenigen sicheren Forschungsergebnisse über das Innere Sprechen kann mittlerweile gelten, daß Denken nicht als internalisiertes Sprechen zu fassen ist. (Vgl. Herriot 1974, 183)

Obwohl Wygotski in seinen nach wie vor bedeutsamen Überlegungen zum Inneren Sprechen den kategorialen Unterschied zwischen äußerem und innerem Sprechen immer wieder betont, berücksichtigt er dennoch keine vor- und außersprachlichen Anteile. Wygotski bezog sich trotz der (übrigens sehr unscharfen) Erklärung – »Das innere Sprechen ist genaugenommen eine fast wortlose Sprache« (1972, 342) – auf das laute Denken, das offene, nicht partnerbezogene Artikulieren, auf das hörbare Selbstgespräch von Kindern und nahm dies als gleichsam vollständige Repräsentation des Inneren Sprechens selbst. Ähnlich wie Wygotski hält auch Luria die lauten Selbstgespräche bei Kindern schon für Repräsentanten der gesamten inneren Selbstbeschreibung.³² Skepsis ist auch angebracht gegenüber der von Wygotski unternommenen Unterscheidung zwischen dialogischen und monologischen Formen der inneren Sprache. Inneres Sprechen muß demgegenüber aber in hohem Maße gerade dadurch charakterisiert werden, daß eine Zuordnung nach »Dialog« bzw. »Monolog« eben nicht vorgenommen werden kann; zwar stellt Selbstbeschreibung einen Austausch zwischen Ebenen und Rollen dar, und so gesehen hätte Selbstbeschreibung zwar Dialogstruktur, andererseits weist das Innere Sprechen aber gerade nicht die Strukturen des äußeren Dialogs auf. Das bedeutet gleichermaßen, daß es innerhalb eines weitreichenden Selbstbeschreibungs-Konzepts auch keinen Monolog (jedenfalls nicht im strengen Sinne) geben kann; die Einteilung in Ebenen, Rollen (wenn auch nicht in Instanzen und klar gegliederte Positionen) impliziert, mit freilich wechselnden Anteilen

len, immer auch aktivere und weniger aktive Rollen, verschiedene Selbstbeobachtungs-Ebenen; strenggenommen könnte ein »Monologisierender« überhaupt nicht »mit sich selbst« sprechen. Auch bei der Überlegung – wie wirkt äußeres Sprechen, insbesondere laute verbale Selbstinstruktion zurück auf innere Vorgänge und schließlich auf die Kontrolle und Steuerung des Verhaltens? –, auch bei dieser Überlegung ist eine kategoriale Differenz zwischen Beobachtungsebenen zu berücksichtigen; aufgrund der Verhaltensänderungen, die nach einem Selbstinstruktions-Training zu beobachten waren, ist bisweilen der falsche Eindruck entstanden, als würden die übrige Verhaltenssteuerung und Verhaltenskontrolle genau analog funktionieren; Luria und andere sowjetische Forscher konnten zwar zeigen, daß verbale Selbstinstruktionen bestimmte organische Defekte im Nervensystem und bestimmte affektive Störungen kompensieren können (vgl. Hartig 1972, 116), jedoch könnten Lurias Angaben (zum Teil jedenfalls) durchaus auf einer Verwechslung von Ursache und Wirkung beruhen: Verbale Selbstinstruktionen könnten sekundär dem Verhalten folgen, es also begleiten, nicht aber das Verhalten verursachen. Deshalb sind auch gute Voraussagen – gewonnen etwa durch die Methode des sog. »Lauten Denkens« (vgl. Deffner 1984) – z. B. über Leistungsangst, Infarktgefährdung oder sogar über Delinquenz (vgl. Trautner 1979; Schlottke 1980) keine zwingenden Beweise für eine herausragende, ursächlich verhaltenssteuernde Kraft innerer Sprachprozesse. Die sowjetischen Psycholinguisten (Wygotski, Luria, Leontjew, Sokolov) generalisieren und verabsolutieren verhaltenssteuernde Sprachprozesse.³³ Nachgewiesen scheint indessen nicht nur eine fördernde Wirkung beim Problemlösen, sondern auch eine hemmende Wirkung von Sprache; die hemmende Wirkung von Sprache wurde lediglich seltener untersucht (vgl. List 1981, 191); Selbstverbalisierungen können im Leistungsverhalten von älteren Kindern (und auch von Erwachsenen) durchaus hemmend wirken. (Jarvis 1968; Miller, Shelton und Flavell 1970) – Wenn Selbstinstruktions-Trainings und kognitive Verhaltenstherapien gelegentlich nur mäßige Erfolge zeigen (»Ich sage mir schon das Richtige zu mir selbst, aber es tut sich trotzdem nichts!«), dann könnte das immerhin auch daran liegen, daß verbale Instruktionen in diesem Fall die relevanten Mechanismen des Verhaltens eben nicht oder jedenfalls nicht direkt und nur unvollständig erfassen. Man muß eine erhebliche

Restdifferenz zwischen Verhalten und innerer verbaler Selbstinstruktion etablieren; die bislang angenommene verhaltens-determinierende Steuerfunktion des Inneren Sprechens ist erheblich einzuschränken; und nur mit einer solchen Restdifferenz kann man die Widersprüche zwischen der jeweiligen Selbstinstruktion und dem Verhalten erklären.

Folgt man den Überlegungen von Jerome L. Singer, dann brauchen die permanenten inneren Prozesse kognitiver Art ohnehin nicht direkt auf das vorherrschende, »außen« beobachtbare Verhalten bezogen zu sein: »Ich möchte die Behauptung aufstellen, daß die meisten Leute, wenn sie während der Ausführung der gewöhnlichen alltäglichen Routineaufgaben, in periodischen Abständen, nach »stimulus-unabhängigen Gedanken« gefragt würden, eine große Menge an derartigen Aktivitäten nennen könnten. Wahrscheinlich wären die Ergebnisse vergleichbar mit denjenigen der Untersuchungen des Nachtraums in den Laboratorien, wo praktisch jede untersuchte Versuchsperson beim Aufwecken große Mengen an Material produziert – trotz der Tatsache, daß viele Leute behaupten, sie träumten überhaupt nicht oder sie könnten sich an keinerlei Träume erinnern.« (1978, 217) – Aaron T. Beck (1976) konzipierte innerhalb des Inneren Sprechens einen Anteil gleichsam »automatischer Gedanken«, aber weder Beck noch andere Forscher mit ähnlichen Überlegungen haben erläutert, woher »automatische Gedanken« kommen bzw. was bestimmte Gedanken »automatisch« macht; kognitiv orientierten Psychologen genügt es offenbar im allgemeinen, die Interventionsmöglichkeiten, die Bedingungen zu kennen, unter denen Kognitionen beeinflussbar erscheinen; Übereinstimmung herrscht lediglich, daß eine Verhaltens- oder Handlungskrise die jeweiligen kognitiven Prozesse »entautomatisiert«. (Vgl. Meichenbaum 1979, 209) Beim Lesen z. B. hat zwar der geübte Leser im Fall der üblichen Lektüre selbstverständlich aufgehört, sich die Einzelschritte seiner Lesetätigkeit gleichsam laut vorzusagen – und allenfalls so gesehen verläuft Lesen »automatisch« –, aber dieser geübte Leser hat ja deshalb nicht auch schon gänzlich aufgehört, sich überhaupt in bestimmter Weise zu instruieren.

Zwar wird in der kognitiven Psychologie gelegentlich zugestanden, daß die Fähigkeit eines Menschen, Auskünfte über seine inneren Vorgänge und besonders über seine Selbstbeschreibungen zu geben, äußerst begrenzt ist; dieses Zugeständnis bleibt aber

zumeist pauschal und vor allem folgenlos, obwohl sich ja gerade auch in den empirischen Untersuchungen dieser Psychologie-Richtung gezeigt hat, daß selbst noch die Bereitschaft zum Bericht über innere Vorgänge jeweils stark davon bestimmt wird, ob die betreffende Person überhaupt anerkennt, daß sie so etwas wie Inneres Sprechen betreibt und daß es sinnvoll wäre, dieses zu beachten und davon zu berichten.³⁴

In Anlehnung an Wild (1980) läßt sich der Unterschied zwischen innerer Sprache und äußerer Sprache behelfsmäßig etwa wie folgt beschreiben: Inneres Sprechen ist maximal zusammengedrängt, außerordentlich verkürzt, reich an Ellipsen und Sprüngen, fast ausschließlich prädikativ (da der Selbstbeobachter das Subjekt ja nicht mehr zu nennen braucht); Wörter fungieren beim Inneren Sprechen als dicht zusammengedrückte Sinnkonzentrate; die äußere Sprache hingegen, vor allem aber die schriftliche Sprache ist maximal entfaltet, auf weitreichende Verständlichkeit hin angelegt; sie erscheint vergleichsweise höchst organisiert nach kommunikativen Regeln. Inneres Sprechen erscheint, jedenfalls im imaginierten Vergleich zu äußerer Sprache, stärker simultan; abgesehen vom Vorteil »Text« hat die äußere Sprache gegenüber dem Inneren Sprechen den Nachteil, daß sie unvermeidlich sukzessiv zu verfahren hat. Im wesentlichen aus dieser Diskrepanz heraus erklären sich die Schwierigkeiten, komplexe Vorstellungen und Gedankengefüge, die in der Selbstbeschreibung gleichermaßen präsent zu sein scheinen, nun auch zu Gehör oder zu Papier zu bringen. Der Weg von der jeweiligen Selbstbeschreibung zum Text ist nicht simpel modellierbar; es finden bedeutsame Umsetzungsprozesse statt, wenn Gefühle, Gedanken, Tagträume, Selbsterfahrungen zum Text transformiert werden.

Selbstbeobachter können ihrem »tatsächlichen« Inneren Sprechen nicht zuhören, ohne sich von ihm zu entfernen, es geradezu »verstummen« zu lassen. Mit der Artikulation oder der schriftlichen Fixierung wechselt die Erfahrungsebene; schriftlich präsentierte »Introspektion« ist mit einem Wechsel der Beobachtungsebenen gleichzusetzen; in jedem Fall kommen nun Stellvertreter ins Spiel, in jedem Fall wird mit »Erfindungen« gearbeitet. Unbestreitbar ist allerdings, daß solche »Erfindungen« zugleich die denkbar zuverlässigsten Materialien darstellen können zum Aufbau der Information bei sich selbst, über sich selbst oder als Material für andere Beobachter. Stets aber verfügt der Selbstbeobachter über

diese Mechanismen des grundsätzlich hypothetischen Berichtens gleichsam »aktiv«, wenn auch nicht in jedem Fall voll »bewußt«. In den Selbstäußerungen wird grundsätzlich entschieden weniger oder entschieden mehr berichtet, als man tatsächlich wissen kann. (Vgl. Nisbett und Wilson 1977) Inneres Sprechen ist außen nicht dokumentierbar; ein Inneres Sprechen, das man hören oder lesen kann, ist eine behelfsmäßige Vorstellung vom Inneren Sprechen, aber nicht dessen Dokumentation und allenfalls sehr eingeschränkt dessen Repräsentation. »Lautes Denken« (vgl. Deffner 1984) ist gerade nicht laut-gemachtes Denken, ist gerade kein »Zitat« des Denkens, und »Stimulated Recall« ist weniger ein »Rückruf« als vielmehr eine »Prognose« über das, was stellvertretend für den vergangenen, unerreichbaren inneren Vorgang gegenwärtig akzeptiert werden soll. – Die Differenz von Traum und Traumerzählung läßt sich als Beispiel, als Analogie anführen: Der Traum ist bekanntlich keinesfalls gleichzusetzen mit der Erzählung des Traums. Der Traum liegt im Selbstsystem ja nie als fixierter Text vor, und läge er als Text vor, dann wäre es kein Traum mehr; mit der äußeren Erzählung vom Traum hat der Traum seine Erscheinungsweise grundlegend gewechselt, die ursprünglich darin besteht, gerade noch nicht ein fixierter bzw. fixierbarer Text zu sein. Traumerzählungen sind eine Annäherung an den Traum, sie sind eine Imagination des Traumes; erzählte Träume sind so gesehen immer »artifizielle« Texte. Zwar sind diese Texte nicht beliebig (man wird nicht irgend etwas erzählen können), aber auch nicht notwendig: Varianten sind grundsätzlich möglich. Wir wissen, wenn wir einen Traum erzählen, daß es zwar so ähnlich war, aber eben auch ganz anders: Wir erfinden einen eher schlecht als recht passenden Stellvertreter, der den Traum von innen nun außen ins Einfache verzerrt. Und was dann schließlich der Traumdeuter hört, beobachtet oder mitfühlt, ist bestenfalls eine jeweils zweckmäßige Unterstellung über das, was beim Träumer vorgegangen sein könnte. (Die psychoanalytische Unterscheidung zwischen manifestem und latentem Trauminhalt ist erkenntnistheoretisch durchaus korrekt; zu kritisieren bleibt freilich, wie diese Differenz in der Psychoanalyse inhaltlich aufgeladen wird.) Niels Birbaumer hat in seiner physiologischen Psychologie (1975) ausgeführt, daß die wissenschaftliche Einschätzung des Traumes von einer Vielzahl äußerst unreliaibler Meßdaten abhängt: welche Detailliertheit des Traumberichts jeweils gewünscht wird; in welcher

psychologischen Beschreibungssprache von dem Traum berichtet werden soll; »die Geschwindigkeit und Methode des Weckens hat einen starken Einfluß auf den Traumbericht. Langsames Wecken fördert zum Beispiel eher abstrakte Berichte (»Denken«), während schnelles Wecken durch laute Reize sensorische Inhalte begünstigt.« (1975, 103) Träume sind durch den Träumer oder andere Personen beeinflussbar; so gesehen stellen sie keine »autonomen« Prozesse dar; Träume lassen sich vom Träumer gestalten und variieren. (Vgl. Faraday 1984) – Zwar nicht identische, aber prinzipiell vergleichbare skeptische Überlegungen haben für die wissenschaftliche Operationalisierung der Selbstbeobachtung, der Selbstbeschreibung und des Inneren Sprechens zu gelten.

»Halluzinatorik« kommt allein dadurch ins Spiel, daß überhaupt erzählt wird, daß suggeriert wird, ein Ereignis (der Innenwelt oder auch der Außenwelt) ließe sich nachträglich durch eine Erzählung repräsentieren. Diese »Täuschung« mag erfolgreich und akzeptabel sein, aber bei der genaueren Einschätzung von Selbstbeschreibungen wird man grundsätzlich kaum außer acht lassen können, daß jedes Erzählen einer Lebenserfahrung mit Verlangsamungen, Auslassungen, Beschleunigungen, linearen Reihenfolgen, vor allem aber mit Worten operiert, die im gelebten Ereignis überhaupt nicht vorgekommen sind. Natürlich ist der zweite Mechanismus, der das beobachtete Phänomen nun gleichsam ein zweitesmal erzeugt, nicht ohne jeden Kontakt zu dem, was man als ursprünglichen Wahrnehmungs-Mechanismus unterstellen kann.

Schriftlich fixierte, äußere Stellvertreter-Texte des Inneren Sprechens werden außerhalb des Handlungssystems »Literatur« kaum angeboten; die vor allem bei den kognitiven Psychotherapien verwendeten Texte, in denen der Klient Teile seines Inneren Sprechens zu notieren versucht, werden im allgemeinen nicht publiziert. Und in der Sprach- und Literaturwissenschaft (bzw. in der Literaturkritik; siehe Peter Härtling im folgenden) gibt es nur sehr wenige Ansätze, den Prozeß des Verstehens von Texten mit dem »Inneren Sprechen« zu verbinden. Einige Beispiele sollen hier kurz vorgestellt werden: »Die echte innere Sprache ist am Lesen nicht nur beteiligt, sondern dessen unentbehrliche Voraussetzung, da es ohne sie kein verständnisvolles Lesen gibt.« (Kainz 1965, 154) Monika Dimpfl schreibt: »Komplexe Vorstellungen, Empfindungen, Gedanken werden vom Autor aus der *inneren* Sprache

auf eine Weise in die *äußere* schriftliche Sprache übersetzt, die dem Rezipienten den Nachvollzug des fremden inneren Vorgangs ermöglicht und ihn dadurch auch zu einer Verbalisierung eigener innerer Vorgänge anregt. Der Schriftsteller faßt den inneren Dialog mit sich selbst in die Symbole der äußeren Sprache, um ihn damit anderen zugänglich zu machen.« (1981, 74) Peter Härtling schreibt in seiner Rezension von Helga Schütz' autobiographischem Roman »Erziehung zum Chor-Gesang« (1981): »Wer liest, hört zugleich. Im Leser wird eine Stimme laut, und es fragt sich, ob es die seine ist. Aber wessen Stimme sonst? Wie könnte die eigene zu einer anderen werden? Könnte es nicht doch eine dritte Stimme sein, in der sich Stimmklang und Redeweise des Lesenden mit Tonfall und Sprachrhythmus des Buchs verbünden? Wahrscheinlich liegt darin auch die Kraft der lesenden Identifikation: man geht auf die andere Stimme ein und hat sie sich schließlich eingeredet. (...) Julia verfolgt mich geradezu mit ihrer Stimme.« (»Die Zeit« vom 17.4.1981; »Julia« ist der Name der Selbstprotagonistin bei Helga Schütz)

Die Überlegungen von Hans Dieter Zimmermann zum »inneren und äußeren Sprechen« (1977, 45 ff.) sind orientiert an den Arbeiten von Wygotsky, Piaget und G.H. Mead; ein umfassendes und weitreichendes Konzept stellen sie nicht dar; weder werden vor- und außersprachliche Anteile des sog. »Inneren Sprechens« berücksichtigt, noch erscheint »Inneres Sprechen« als Modell-Prozeß aller Welterfahrung. Immerhin konzipiert Zimmermann das Innere Sprechen als Raum des »Probhandelns« im Umgang mit Literatur. Einen ähnlichen Ansatz hat Dieter Wellershoff schon zuvor (1969) entwickelt. Sowohl die Überlegungen von Wellershoff als auch die von Zimmermann ergeben sich aus dem Versuch, den Umgang mit Literatur gesellschaftlich zu legitimieren – so als diene der Umgang mit Literatur der Vorbereitung eines unmittelbar daran anschließenden Handelns, das dann gleichsam ohne Text erfolgen würde. Wellershoff bezieht sich auf Wygotsky und versucht, ausgehend von der Situation des zu sich selbst sprechenden Kindes, dessen Handeln auf Schwierigkeiten stößt, ein Konzept des »Probhandelns« im Schreiben und Lesen zu entwickeln. (Zum Problem »Lesen und Inneres Sprechen« vgl. auch noch Neumann 1982) Als Erzähltechnik spielt »Inneres Sprechen« selbstverständlich seit langem eine große Rolle: Innerer Monolog, Erlebte Rede, monologue interieur, interior monologue, Be-

wußtseinsstrom, stream of consciousness etc. (vgl. zusammenfassend W.G.Müller 1987; im vorliegenden Buch vgl. auch die S. 257ff.)

2.11 Halluzinatorische Verwechselbarkeit von Kunst und Wirklichkeit

Die Bedeutsamkeit von Kunst und Literatur liegt darin, daß es kreative Konstruktion in unserem gesamten Leben gibt (Raymond Williams hat dies, wie anfangs gezeigt, eindringlich betont). Auch außerhalb von Kunst und Literatur bringt man – vor allem auch mit Sprache – eine Wirklichkeit hervor, die ontologisch ebenso »grundlos« bzw. ebenso »gerechtfertigt« ist wie die Wirklichkeit von Kunst und Literatur; die Unterschiede sind vor allem usuell: Alltags-Wirklichkeit ist die aufgrund individueller Sozialisation stärker vorherrschende, stärker »ratifizierte« Wirklichkeits-Konstruktion.

Bei vielen herkömmlichen Gegensetzungen von Kunst und Wirklichkeit (etwa in der Tradition von Adornos »Ästhetischer Theorie«) geht es ja nicht um eine nur thematische Gegensetzung der Art, daß vorzugsweise die Kunst das lediglich *komplementär* nachtrage, was in den vorherrschenden Wirklichkeits-Konstruktionen gerade kein Thema sei oder sein dürfe; bei Adorno wird darüber hinaus noch beansprucht, Kunst sei als »Ideologiekritik« auch strikt entgegengesetzt den Eigenschaften von Ideologie (»Unwahrheit, falsches Bewußtsein, Lüge« 1971, 77) – so als könne Kunst auch noch jede allgemein berechnete und vorbereitete erkenntnistheoretische Skepsis in ihrer Praxis widerlegen und mindestens in einzelnen Momenten »Wahrheit« und »richtiges Bewußtsein« aufblitzen lassen.³⁵ Bubner verweist auf Zusammenhänge von Kritischer Theorie und Hermeneutik und moniert deren »(...) Konvergenz in Sachen einer Instrumentalisierung der Kunst für die problematisch gewordene Wahrheitsfrage« (1986, 98). Auch für Bubner steht die Kunst »(...) keineswegs mehr antithetisch der Wirklichkeit gegenüber.« (Ebd.) Auch Luhmanns »Autonomie-Konzept von Kunst weicht von Adornos Position ab: »Gegen Adorno gewendet, geht es dabei nicht um ›Verselbständigung der Gesellschaft gegenüber‹, sondern um *Verselbständigung in der Gesellschaft*; und wir sehen die Gesellschaftlichkeit

Gendarmen vergessen ihren Gefangenen Junger Österreicher sitzt 18 Tage ohne Nahrung und Getränke in Arrestzelle

ag. Wien (Eigener Bericht)
Das österreichische Innenministerium hat zwei hohe Beamte nach Vorarlberg entsandt, um das Festhalten eines jungen Mannes 18 Tage lang ohne Nahrung in einem Gemeindearrest zu untersuchen. Der Skandal flog auf, nachdem ein Gemeindeangestellter den völlig entkräfteten Inhaftierten in dem fensterlosen, unbeleuchteten Kellerraum entdeckt hatte. Nach ein bisserigen Ermittlungen haben Gendarmerebeamte am 1. April nach einem Verkehrsunfall irrtümlich den 18jährigen Beifahrer des einen Wagens in den Gemeindearrest von Höchst bei Bregenz eingeliefert – und ihn dann vergessen. Der junge Mann wurde nach seiner Befreiung in die Intensivstation des Bregenzer Krankenhauses gebracht. Nach Ansicht des behandelnden Arztes hätte ein älterer Mensch die 18 Tage ohne Nahrung und vor allem ohne Wasser nicht überlebt. Inzwischen stellte sich heraus, daß die Mutter des jungen Mannes nach dessen Ausbleiben Vermisshilfsanzeigen erstattet hat, die aber nur routinemäßig bearbeitet wurde.

Chinese sprach kein Englisch 28 Jahre in Irrenanstalt

Chicago (ddp)
Weil er nicht Englisch sprach und niemand den Versuch unternahm, sich in seiner Muttersprache Chinesisch mit ihm zu unterhalten, verbrachte ein Einwanderer 28 Jahre seines Lebens

in amerikanischen Irrenanstalten. Der Mann war 1951 als geistig zurückgeblieben eingestuft worden, als er in einem Krankenhaus von Illinois wegen Tuberkulose behandelt wurde. Bis 1962 machte sich niemand die Mühe zu beweisen, ob er tatsächlich geistig behindert ist oder nicht; heißt es in der Klagschrift, die jetzt in Chicago eingereicht wurde; der Mann verlangt fünf Millionen Dollar Schadenersatz. Sein Schicksal hatte 1962 eine Ärztemannschaft besiegelt, die ihm beiseiteging, er sei „äußerst unkommunikativ“ und könne „nicht einmal Englisch sprechen“, worauf er erneut als „ernsthaft zurückgeblieben“ eingestuft wurde. Eine weitere Untersuchung im Jahre 1970 stellte fest, die Sprache des Patienten sei „zusammenhanglos und unverständlich“. Auf die Idee, daß es sich dabei um Chinesisch handeln könnte, war in der ganzen Zeit keiner der behandelnden Ärzte gekommen.

Marine meldet ein UFO

Gleicksburg (AP)

Ein leuchtendes unbekanntes Flugobjekt ist in der Nacht zum Donnerstag in 30 Kilometer Höhe und mit einer geschätzten Geschwindigkeit von 400 Stundenkilometern über Norddeutschland und Dänemark gezogen. Bisher ist nicht geklärt, ob es sich um einen Satelliten oder einen großen Meteoriten handele, der möglicherweise in der Erdatmosphäre verglühte. Nach Angaben des Flottenkommandos in Glücksburg war das Objekt rund zehn Minuten am Himmel sichtbar.

(»Süddeutsche Zeitung« vom 20.4.1979)

der Kunst auch nicht in einer Negativität, in einer ›Gegenposition zur Gesellschaft‹, sondern darin, daß die Freisetzung für eine spezifische Funktion nur als *Vollzug von Gesellschaft* möglich ist. Entsprechend ist die in der Neuzeit erreichte Autonomie der Kunst auch nicht etwas, was der Abhängigkeit von Gesellschaft widerstreitet; nichts, was die Kunst in ein hoffnungsloses Abseits treibt. Im Gegenteil: die Kunst teilt das Schicksal der modernen Gesellschaft gerade dadurch, daß sie als autonom gewordenes System zurechtzukommen sucht.« (Luhmann 1984 b, 52)

Herkömmliche Trennungen von Wirklichkeit und Kunst setzen also voraus, daß man zumindest die eine Unterscheidungsgröße, die Wirklichkeit, durch »Reflexion«, durch »Negation« einigermaßen »einfach« fassen könnte; das aber wird schon in der noch relativ optimistischen »Realismus-Debatte« der 30er Jahre bestritten. Antagonistische Konzepte implizieren also einen über die thematische Opposition hinausgehenden grandiosen qualitativen Sprung, dessen Resultat dann als gleichsam weniger »unwahr«, als »richtiger« oder »besser« erscheint (Adornos Ästhetik ist ja durchaus »moralisch«, »pädagogisch«); Kunst wird dabei, wenn auch oppositionell, an (erkennbarer) Wirklichkeit »gemessen«. Und in der Nachfolge der Freud'schen Gegensetzung, der »Abwehr« lauten die Texte und Thesen: »Der unmittelbare, unterste Weltzusammenhang der Kunstwerke ist *Abwehr* der Realität, eine immer neu bewirkte, immer neu notwendige Kontra-Diktion – anders wären auch, neben der Kraft, die Leiden der Durchsetzung nicht begreifbar, der Lebensschwund und Lebensverzicht. Was später wirkt wie ein ›Menschheitsgeschenk‹, wie die unbegreiflichste aller Selbstlosigkeiten, ist doch – und auch da wäre denn, um der wahrhaft humanen Erkenntnis der Kreativität näherzukommen, aller idealistischen Auffassung abzusagen – selbst-notwendig im buchstäblich egozentrischen Sinn. Die Kunstwerke sind Gegen-Welten, Entwürfe des Anderen, Besseren (›Schöpfungskonkurrenzen‹ habe ich in anderem Zusammenhang früher einmal gesagt), und ihre Basismotivation ist die erlebte Unerträglichkeit dessen, auf das sie reagieren und dem ihre Gegensetzung gilt.« (Hans Wollschläger 1978, 123) Einverstanden könnte man sein mit »Schöpfungskonkurrenz« und anti-idealistic »Egozentrik«, nicht aber mit »Abwehr der Realität«, nicht mit ihrem grandiosen Gestus, vor allem nicht mit »Lebensschwund« und »Lebensverzicht«.

Wie lauten die kulturkonservativen Klagen über den Verlust der Gegensetzung, der Negativität, der Ent-Rätselung? In Essays und Feuilletons wird die »Indifferenz eines pluralistischen Marktes« konstatiert, dem der Unterschied zwischen »Dante und Donald Duck Jacke wie Hose« sei; die Autorität solcher Unterschiede sei gar nicht mehr angefochten, sie erweise sich »schlicht als überflüssig«; in einer »multikulturellen Gesellschaft«, in der zumindest dem Anschein nach alles erlaubt sei, drohe die »Opposition von Kunst und Wirklichkeit« verlorenzugehen; spektakulär sei nicht mehr das verweigerte Einverständnis mit einer gesellschaftlichen Gegenwart, sondern spektakulär sei jetzt die mit einem nie zuvor beobachteten Geldaufwand betriebene Integration der Kunst, ihr Absturz in eine »postmoderne Kultursociety«. Keinem Text gelinge es noch, »anstößig« zu sein; nichts sei unvorstellbarer als eine Underground-Kultur, wenn die Korrumpierung als »objektiv und umfassend« zu gelten habe. Niemand schein in der Boutiquen-Bourgeoisie besser aufgehoben als die Abseitigen, als die Provokateure und Ketzer. Im Fall von Film-Bildern käme die neue, aufregende und anstößige Ästhetik bedauerlicherweise nicht mehr aus den alten Genres, sondern aus den Werbespots. – Der kritische Impetus solcher Darstellungen soll hier nicht rundweg bestritten werden, problematisch ist hauptsächlich der implizite Optimismus, der sich auf eine klare Differenz von Kunst und Wirklichkeit richtet.

Halluzinatorische Verwechselbarkeit von Kunst und Wirklichkeit meint nicht absolute Un-Unterscheidbarkeit, aber im vorliegenden Argumentations-Zusammenhang lassen sich nur noch schwerlich Gründe finden, um das »Ästhetische« als »unverwechselbar«, »einmalig«, »erhaben« etc. zu verstehen. Kunst und Literatur auf der einen und übrige Wirklichkeit auf der anderen Seite sind auch für das psychische System differente kognitive und emotionale Handlungsbereiche, aber sie sind dies mit gleichsam offenen Grenzen zum Gesamtbereich aller Kognitionen und Emotionen; Kunst und Literatur sind gerade nicht autonom in der jeweiligen kognitiven und emotionalen Welt der wahrnehmenden Individuen, und ihre Unterschiedenheit ist nur so stabil, wie die Konventionen stabil sind, aufgrund derer ihnen Unterschiedenheit zugestanden wird. Als *soziales* System mit den Handlungsrollen der Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung ist der Kunst- und Literaturbereich zwar seit dem 18.

Jahrhundert zu einem gleichsam »autonomen« *sozialen System* geworden (vgl. Schmidt 1989), aber bezogen auf ihre in der Produktion und Rezeption konstruierten Inhalte betreffen Kunst und Literatur bestimmte Spektren im Kontinuum allgemeiner Kognition und Emotion – anderenfalls müßte man »im Kopf« ein zweites, vom ersten unabhängiges psychisches System konzipieren, was offenkundig wenig Sinn machen würde. In der »ästhetischen Erfahrung« (falls man so etwas überhaupt noch strikt voraussetzen will) kommen – wie in jeder Erfahrung – *alle* Möglichkeiten zur Anwendung, über die das jeweilige psychische System verfügt; »ästhetische Erfahrung« löst – wie jede Erfahrung – Vergleichsprozesse aus, aber die Vergleichsgröße ist die jeweilige gesamte übrige Erfahrungspraxis im Leben einzelner Individuen. (Vgl. auch Bubner 1986, bes. S. 106 f.) Auch bei Arbeiten, in denen konstruktivistische Grundannahmen mindestens implizit eine Rolle spielen, wird der alte Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit gelegentlich noch hochgehalten: »im Handeln mit Literatur (sei) die Einbildungskraft nicht akzidentiell, sondern essentiell«; Literatur befriedige ein Bedürfnis, das durch »keine anderen Handlungen sonst« ersetzt werden könne; es müsse »ein Vermögen zur Geltung kommen, auf das sonst zu verzichten wäre«; die beständige Anwendung der durch Literatur gegebenen Handlungsmuster erkläre im Prozeß gesellschaftlicher Selektion »die Besonderheit des *literarischen* Handelns.« (Viehoff 1987, 10) Zwar halten die übrigen Medien den Einfluß irritierender Kunst und Literatur in Grenzen, aber ihre Wirkungsweise ist grundsätzlich gerade keine andere als die von Kunst und Literatur. Ein Zeitungsaufsatz oder eine Fernsehreportage über Grausamkeiten und Kriegsfolgen oder etwa auch über die moderne staatliche Praxis der Todesstrafe kann eine ebenso starke oder eine stärkere individuelle Dynamik auslösen als die Produktion und Rezeption von »aufregender« Literatur. Ähnliches würde gelten für bewegende Berichte über Geburt, Krankheit und Tod, über ungewöhnliche Handlungen im Spektrum von Liebe und Haß. John Dewey (1934) und Jan Mukarovsky (seit 1936) dürften die ersten gewesen sein, die intensiv auf die ästhetische Erfahrungs-Möglichkeit außerhalb von Kunst und Literatur hingewiesen haben. (Vgl. dazu auch Jauf 1982, 191 ff.) Die Wirkungen mögen schließlich sogar qualitativ deutlich unterscheidbar sein, zunächst aber gibt es keine überzeugenden Belege dafür, daß sich die Produktion und Rezep-

tion »ästhetischer Gegenstände« in grundlegend anderer Weise vollziehen, ein »anderes Gehirn« aktivieren als die sog. Wirklichkeits-Wahrnehmung. Auch die zur Beschreibung der Literaturproduktion oft bemühten Vergleiche mit Traum und Tagtraum wären in einen solchen Kontext zu stellen, in dem sie nun eher »profan« als »exklusiv«, »inkommensurabel« und »erhaben« erscheinen.

Niemand wird gewisse »Besonderheiten« bestreiten wollen; zweifelhaft ist aber ihre emphatische Dimension; in konstruktivistischer Sicht macht es wenig Sinn, eine Art exklusiver Spezialwahrnehmung von Literatur reklamieren zu wollen. Nur eine (freilich gänzlich undenkbbare) Abwesenheit von Sprachverwendung außerhalb von Literatur könnte ihr eine exklusive Funktion einräumen. Nicht nur in der Literatur gibt es bislang eine Praxis, die Verbindlichkeit der jeweils herrschenden Wirklichkeits-Modelle zu lockern oder ganz in Frage zu stellen; nicht nur in der Literatur können die verschiedenen Wirklichkeits-Modelle als »gleichwertig« präsentiert werden; nicht nur in der Literatur wird deutlich, daß die Regeln der Wirklichkeits-Konstruktion disponibel sind.

Die problematische strikte Trennung zwischen Halluzinatorik in der Kunst bzw. in der Alltagswirklichkeit geht zurück auf meist stillschweigend hervorgebrachte und aufrechterhaltene Konventionen, bei denen die Halluzinatorik in dem einen Fall, im Fall der Kunst, (zur Not) ertragen wird, im anderen Fall aber darauf insistiert wird, daß die Welt im eigenen Kopf doch so erscheine, »wie sie ist«. Einzelne Beobachter nehmen indessen nur systemintern entsprechende Unterscheidungen zwischen jeweiliger Kunst und jeweiliger Wirklichkeit vor, obwohl gleichzeitig ein anderer Beobachter (oder unter Umständen sogar der gleiche Beobachter in anderen Situationen) diese Unterscheidung aus einer anderen Perspektive als »zweifelhaft« beschreiben könnte. Das, was jeweils als Kunst und Literatur gilt, ist im wesentlichen Resultat einer individuell und individuell-sozialisierten Unterscheidung, nicht aber Resultat einer substantiellen Differenz zwischen Kunst und Wirklichkeit. – *Die graduellen Unterschiede fallen, je nach Situation, natürlich erheblich ins Gewicht:* Die Konstruktivität, die Halluzinatorik der Wahrnehmungsangebote von Kunst und Literatur sind leichter erkennbar, zumal wenn im gleichen Zuge auch die Herstellungsweise, also die Mechanik, die Methode und das Material der jeweiligen Produktion mit vorgezeigt werden; das allein

macht Kunst und Literatur attraktiver, intensiver, irritierender als die gewöhnliche Alltagserfahrung. Erhebliche graduelle Unterschiede zwischen Kunst und Wirklichkeit bleiben selbstverständlich sichtbar, jedoch finden andauernd Grenzirritationen, Anstöße, Anregungen und halluzinatorische Verwechslungen statt; nur innerhalb dieser hypothetisch erwogenen Verwechslungen kann nun der, wie Heißenbüttel es einmal formuliert hat, aus der Literatur »(...) Rückblickende plötzlich mit dem Verdacht erfüllt (werden), das zurückgelassene Bild der Tagesrealität sei selber nichts als eine Halluzination.« (1966 a, 204) Die »Scheinwelt« von Kunst und Literatur kann leichter als »Scheinwelt« wahrgenommen werden; die Entstehungsbedingungen von außerliterarischer Wirklichkeit hingegen sind meist verdeckt oder sollen (nach unseren eigenen Wünschen) geradezu verschleiert werden; es scheint eine Notwendigkeit oder Unvermeidlichkeit zu geben, Alltags-Wirklichkeit als »real« zu simulieren und »Intersubjektivität« in nahezu allen Lebensbereichen voraussetzen zu wollen. Die komplementäre Ergänzung zum Wandel und zur Irritation ist der Wunsch, sich die (eigene) Welt »rund« und sozial stabil zu machen.

In ungewöhnlich starker Weise hat sich Peter Weiss um jene zwar immer nur partielle, aber auch weitreichende Konfundierung von Kunst und Wirklichkeit bemüht, die hier »halluzinatorisch« genannt wird. Dies wird gerade auch in den »Notizbüchern 1971-1980« (1981, 1982) zur »Ästhetik des Widerstands« deutlich: »Es ist als sei das künstlich Erzeugte zu meinem einzigen Leben geworden, alles was vorkommt, ist wahr für mich. Tatsächlich besitzt dies alles die gleiche Wahrheit wie die Erlebnisse der sogenannten Wirklichkeit.« (2. Band, 827) »(...) ich bin überall dort gewesen, wo ich mein Ich, im Buch, hinstelle, habe mit allen, die ich nenne, gesprochen, kenne alle Straßen u Räumlichkeiten – ich schildere mein eigenes Leben, ich kann nicht mehr trennen zw. Erfundenem u Authentischem – es ist alles authentisch (wie im Traum alles authentisch ist) – zu dem, was man mit sich schleppt an Erlebtem, denke ich mir noch Halluziniertes hinzu, das ist etwas schwieriger, als das gewöhnliche Wandern durch den Tag (...).« (2. Band, 872 f.) »(...) ich bin ein Schizophrener, halte mich seit mehr als 8 Jahren aufrecht mit diesem Roman-Leben.« (2. Band, 872) »Da ich zu objektiv sicheren Resultaten doch nicht kommen konnte, schienen mir die Mechanismen des Traums am

besten den Reaktionen auf die heutigen Zustände zu entsprechen.« (2. Band, 674) Formal-logisch könnte man natürlich einwenden, daß eine Konfundierung von Wirklichkeit und Halluzination weder überhaupt konstatierbar noch beschreibbar wäre, hätte sie bereits »tatsächlich« und endgültig stattgefunden; wenn das Roman-Leben »tatsächlich« in jeder Hinsicht »die gleiche Wahrheit« wie »die Erlebnisse der sogenannten Wirklichkeit« besitzen würde, dann bestünden weder der Anlaß noch die Möglichkeit, darauf hinzuweisen, daß das eine so »wahr« sei wie das andere. Es besteht indessen auch kein Anlaß, Peter Weiss eine Art »Koketterie« zu unterstellen. Von größerer Bedeutung als das »unvollständige« Gelingen sind also Peter Weiss' umfassende Bemühungen, überhaupt an Konfundierungen zu denken und konkrete Grenzverschiebungen mindestens teilweise zu erproben. Nicht nur für Kunst und Literatur ist die kritische Möglichkeit gegeben, vorherrschende Auffassungen von Traum und Wirklichkeit, von Innen und Außen, von Realität und Halluzination, von Subjekt und Objekt bis zur Unkenntlichkeit gegeneinander zu verschieben. Von der Religion bis hin zur Werbung dürfte es in allen Gesellschaften eine mächtige Herrschaft der »Fiktionen« unter dem Schein des »Authentischen« geben, und stets wäre nicht der meist ohnehin klare Unterschied zwischen »purer Fiktion« und »reiner Nicht-Fiktion« das Problem, sondern die schwer zu ermittelnden Grenzbereiche gleichsam im Mittelfeld des Spektrums: Kombinationen von »fiction« und »facts« (Wiennold 1987 nennt sie »ficts«). »(...) nicht die Differenz, sondern die Indifferenz zwischen Fiktion und Realität ist das Datum, von dem heute ausgegangen werden muß.« (Assmann 1989, 239) Es gibt indessen (soweit ich sehe) kaum Arbeiten, die diese halluzinatorischen Verwechslungen *außerhalb* von Kunst und Literatur gegebenenfalls auch produktiv verstehen wollen, obwohl ja alle Beschreibungen und Bewertungen zumindest der fiktionalen Literatur stets mit der Chance rechnen, daß Fiktion in Wirklichkeit umschlägt, daß Träume und Ängste »real« werden (und daß Literatur in irgendeiner Weise an diesem Effekt beteiligt wäre; zur »Legitimität der Fiktion« anlässlich von Literatur vgl. Assmann 1980). Fiktionen erlauben nicht nur den Medienproduzenten, sondern gerade auch den Medienrezipienten ein kreatives Handeln außerhalb der Dynamik der eigenen Sozialisation; »widerständig« ist damit strenggenommen jede Fiktion. Daß auf späterer

Ebene qualitative Unterschiede gemacht werden können und müssen, ist völlig unbestritten.

Wolfgang Hildesheimer rechtfertigte »The End of Fiction« (1975) mit der Harmlosigkeit literarischer Fiktionen angesichts der drohenden, gleichwohl in ihrem Schrecken nicht vollends auszudenkenden Welt- und Umwelt-Katastrophen; die »Real-Fiktion« verlangte mittlerweile weitaus mehr kreative bzw. gar nicht zu erbringende Denkanstrengung als die »Kunst-Fiktion« (falls man denn überhaupt solche grundsätzlichen Unterscheidungen und Vergleiche beibehalten möchte). Bei Peter Weiss liest man: »Wir sollten wir noch Romane schreiben, etwas erfinden, irgendetwas ausdenken können, wenn ringsum Ungeheuerliches im Entstehen begriffen ist, sich ständig entpuppt, schreckliche Gestalt annimmt, sich verwandelt, plötzlich auch wilde Hoffnungen weckt, diese dann durch überraschende Einbrüche wieder zerschlägt, wie könnten wir uns etwas Nicht-Authentischem hingeben, wenn das Authentische uns fortwährend mit phantastischer Kraft überwältigt.« (Notizbücher 1. Band, 59)

Was macht die Alltagswirklichkeit, die sogenannte »wirkliche Wirklichkeit« zur »bevorzugten«, »ausgezeichneten«, »stabilen« Wirklichkeit? Ähnlich wie die »fiktive« Welt der Literatur in der jeweiligen Rezeption – vorübergehend – als wirklich erscheinen kann, so entscheiden die jeweiligen Möglichkeiten der Selbstbeschreibung auch darüber, daß die »reale« Welt – andauernd – als wirklich erscheint; die Unterscheidung zwischen Literatur-Erfahrungen und Alltags-Erfahrungen nimmt in einer Art von »Meta-Selbstbeschreibung« wiederum der jeweilige Beobachter vor – freilich nicht ohne Rücksicht auf individuell-sozialisierte und insofern »konventionell« vorgegebene Fiktions-Konventionen.

Für das Rezeptionsverhalten ist der Unterschied zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion, zwischen Kunst und Wirklichkeit ohnehin nicht von zentraler Bedeutung; es entsteht eher der Eindruck, daß an den herkömmlichen Theorien der Fiktion selbst etwas nicht stimmen könnte. (Vgl. Seiler 1983, 34) Auch für die Unterscheidung von Kunst und Wirklichkeit gilt: Wir beobachten als konkrete Differenz von Kunst und Wirklichkeit natürlich nur das, was wir unterscheiden können *und unterscheiden wollen*. Wir selber sind es, die infolge unseres jeweiligen »Romans« zwar meist zweckmäßig (auch in zweckmäßiger Berücksichtigung anderer), aber auch immer einigermaßen »grundlos« (weil unüberprüfbar)

darüber entscheiden, was als herrschendes Wirklichkeitsmodell zu gelten hat; die Unterschiede zwischen Kunst und Wirklichkeit oder zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion sind für niemanden »an der Sache ablesbar«. Bereits Anderegg geht davon aus, »(...) daß Fiktion oder Fiktionalität sich weder als eine isoliert analysierbare Textstruktur noch als eine bestimmte Wirkungs- oder Erlebnisweise zuverlässig fassen lasse, daß sie sich vielmehr in der wechselseitigen Abhängigkeit von Text und Leser offenbare und als eine spezifische Weise des Kommunizierens zu begreifen sei« (1973, 7; problematisch ist inzwischen freilich das »Sender, Text und Empfänger«-Modell, das Anderegg zur Erklärung von Fiktion verwendet). Klarer formuliert Hejl: »Fiktionen sind Wahrnehmungen und Vorstellungen, die nicht durch andere Wahrnehmungen (Wahrnehmungen anderer Modalitäten oder/und Wahrnehmungen eines alter ego) gestützt werden und deren Bedeutungen keine festgelegte soziale Basis haben. (...) Fiktionalität wird hier nicht durch Spekulationen zu einer unsere Wahrnehmungsmöglichkeiten transzendierenden Wirklichkeit bestimmt. Die maßgeblichen Kriterien sind vielmehr einerseits der Bezug auf die Wahrnehmung lebender Systeme und andererseits der auf sozial erzeugte Wirklichkeitskonstrukte und ihnen zugeordnete Bedeutungen. Damit soll unterschieden werden zwischen a) der unvermeidlichen Konstruktivität unserer Wahrnehmungen und unseres Denkens und b) intentional erzeugten Konstrukten als instrumentell verwendeten Ordnungsentwürfen.« (1990 a, 224) Es handelt sich ebenso wie bei der Frage nach der Literarität von Texten gerade nicht um eine ontologische Unterscheidung. Ob jemand die »Tatort«-Serie mit Schimanski (Götz George) für Fiktion, für Kasperle-Theater oder Nicht-Fiktion, für Polizei-Realität hält, hängt von den Kenntnissen und emotionalen Befürchtungen ab, die jemand hinsichtlich des »tatsächlichen« Verhaltens der deutschen Polizei hat, sowie von den Erwartungen, die jemand hinsichtlich des Verhaltens anderer zur gleichen Frage aufbaut. Zwar kann man davon ausgehen, daß auch »die anderen« grundlegende Momente der Fiktionskonvention hervorbringen (niemand wechselt den Fernseh-Ehestreit mit dem eigenen Ehestreit), aber das eigentliche Problem besteht darin, inwieweit »die anderen« alle Differenzierungen, alle Verästelungen der Fiktionskonvention nachvollziehen. Zwar wissen schon Vorschulkinder, daß die im Fernsehen Erschossenen nicht wirklich »totgehen«, aber das

scheint dann auch schon alles zu sein, was nicht glaubhaft ist. Noch bis zum achten Lebensjahr akzeptieren Kinder die Frage: »Und was macht Schneewittchen denn jetzt?« Das beruht unter Umständen weniger auf den faszinierenden kreativen Fähigkeiten der Kinder, sich auf Fiktionen einzulassen, sondern es ist wohl eher auf die kognitive Unfähigkeit zurückzuführen, umfassend und differenziert zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion zu unterscheiden. Bei der Rezeption der Erwachsenen irritieren zumindest die zahlreichen Anekdoten der Verwechslung, beginnend mit Orson Welles' »Wars of the World« (1938). Wie erklären wir die Ohrfeigen für Larry Hagman (den Darsteller des J. R. Ewing) und die Flut von Babywäsche für Linda Gray (die Darstellerin der Sue Ellen in der Fernsehserie »Dallas«)? Wer aber kann sich schon »dauerhaft« der Illusion entziehen, die »Lindenstraße« sei das eigene Mietshaus? Vielleicht »die anderen«?

Auch bei klassischen Texten ist die Fiktions-Konvention gerade nicht umfassend gewährleistet: Studenten der Literaturwissenschaft lesen Kafkas »Prozeß« offenbar nicht ohne Gewinn als Reportage, so als spielten sich die Ereignisse nur einen Häuserblock entfernt »tatsächlich« ab – unter auffälliger Ausblendung aller anderen unterstellbaren Textmöglichkeiten, die solche Real-Imaginationen erschweren könnten. Indessen stört sich auch kein »Experte« an der »Lüge«, an der Super-Fiktion, am Phantom des »allwissenden Erzählers«, wenn sie oder er geneigt ist, ein Textangebot als »glaubhaft« herzustellen (und als Leser ohnehin auf einer grundsätzlich anderen Beobachtungsebene agieren muß als der Erzähler).

»Über die spezifisch gesonderte Stellung hinaus bestimmt Kunst das Sehen überhaupt. Das Gedächtnis aller angeschauten Kunst belastet den Betrachter, wenn er ein einzelnes Bild ansieht oder einen Natureindruck aufnimmt. Die Kunst verwandelt das Gesamtsehen, der Künstler bestimmt die allgemeinen Gesichtsvorstellungen. (...) Zumal der Beschauende durch das Urteil für sich den Tatbestand bestimmend verwandelt und festlegt.« (Carl Einstein: »Totalität« 1914; hier zitiert nach 1980, 223)

»Die Möglichkeit, in der Geschichte ein Paradigma für die Gegenwart aufzustoßern, ist gering und einem habilitierenden Trockenbewohner vorbehalten.« (Walter Serner: »Kunst und Gegenwart«, 1913)

2.12 Halluzinatorik, Sonder-Beobachtung, Wandel, Geschichte, Ziele

Die grundsätzliche Konstruktivität des Erkennens, die auf psychische Systeme orientierten Konzepte von der nicht-reduzierbaren kognitiven und emotionalen »Welt im Kopf« implizieren Toleranz, Koexistenz und umfassende Anerkennung anderer, abweichender Wirklichkeits-Konstruktionen. Keine Handlungsweise, keine Kultur sind *grundlegend* »besser« als andere (was freilich wiederum nicht ausschließt, daß auf nachfolgenden Ebenen auch Bewertungsunterschiede gemacht werden können); die Vorherrschaft bestimmter Handlungsweisen, bestimmter Kulturen (unter Zurückdrängung bestimmter anderer Möglichkeiten) ergibt sich nicht selten durch verschiedene Formen überlegener Machtausübung: von der finanziellen bis zur polizeilichen, militärischen oder gar kriminellen Machtausübung. Die jeweils zurückgedrängten Handlungsweisen wären aber von vornherein nicht weniger viabel. Auch die Verbreitung von Technologie ergibt sich nicht aus irgendwelchen »System-« oder »Sachzwängen«, auch nicht so gleich aus der »Eigendynamik« von Technologie, sondern »Sachzwänge« und »Eigendynamik« sind Folgeerscheinungen, sind

gleichsam das Herausschallen eines bestimmten kulturellen Hineinrufens. Technologie *muß sich nicht* ausbreiten (und tut es im übrigen auch nicht überall). Die Favorisierung von Technologie ist – ebenso wie ihre Duldung oder Ablehnung – auch ein kulturell beschreibbares, keinesfalls aber ein ausschließlich technologisches oder ökonomisches Phänomen.

Jedenfalls für psychische Systeme gibt es höchst unterschiedliche Wege zur Lösung alltäglicher oder ungewöhnlicher Lebensprobleme: Alle Verhaltensweisen, die nicht sogleich zu drastischer Verletzung oder zum Tod des jeweiligen Individuums führen, mögen sie aus einer jeweils anderen Perspektive noch so absurd oder verwerflich erscheinen, sind auf grundlegender Ebene gleichermaßen möglich.³⁶ Jedes prinzipielle Beharren auf dem »Realismus« der einen oder der anderen Konstruktion wäre ideologisch. Somit wäre auch keine Wirklichkeits-Konstruktion zu rechtfertigen, die (Fremden-)Feindlichkeit, Negierung anderer oder Ausbeutung mit sich bringt.

Der jeweils gewählte grundlegende »Anfang« einer bestimmten Wirklichkeits-Konstruktion ist mindestens insofern auch »irrational«, als genau diese bestimmte Wahl rational nicht vollständig übermittelt werden kann und sich allenfalls nachträglich rational begründen läßt. Die jeweils gewählten Prämissen und die jeweils gewählte Erkenntnis-Art werden »grundlos« akzeptiert: Es wird eine ethische Entscheidung getroffen, die einer persönlichen Lebenstheorie und einem persönlichen Lebensbedarf entspricht; die jeweilige »ethische« Entscheidung stammt aus dem individuellen (Er-)Leben, und alle weiteren ethischen und sozialen Desiderate wären daraus abgeleitet.

Keine Wirklichkeitskonstruktion widerlegt die andere: Die unterschiedlichen Handlungssysteme von Alltagswissen, wissenschaftlichem Wissen, Poesie und Essay können nebeneinander bestehen, sie können und sie werden sich auch gegenseitig in ihren jeweiligen Grenzen irritieren, aber »übergeordnet« oder »nachgeordnet« sind sie jeweils nur in kulturellen Kontexten, in denen die eine oder andere Handlungsweise favorisiert wird. Alltagswissen, wissenschaftliches Wissen, Essay und Poesie bearbeiten mehr oder weniger erfolgreich den jeweils unterschiedlichen Wirklichkeitsbereich, den sie selber – im Zuge dieser Bearbeitung – erst hervorbringen.

Wie kommen veränderte Wirklichkeits-Konstruktionen zu-

stande? Die prinzipielle und produktive Verwechselbarkeit von Wirklichkeit und Halluzination gilt als Anstoß-Bedingung für kulturellen und gesellschaftlichen Wandel: Wenn Wirklichkeits-Konstruktionen nicht durch irgendwelche objektiven Verhältnisse, sondern durch individuelle oder (davon getrennt) soziale Konstruktionsprozesse hervorgebracht werden, dann sind diese Wirklichkeiten auch nur zeitweise und nur aufgrund von »Konventionen« in bestimmten individuellen oder kulturellen und gesellschaftlichen Situationen verbindlich. Wirklichkeitsmodelle verändern sich durch Veränderungen jener individuellen oder sozialen Prozesse, aufgrund derer sie aufrechterhalten werden; wenn Wirklichkeit gerade auch sozial konstruiert und durch Kommunikation oder durch Sprachgebrauch gefestigt wird, dann kann sich Wandel (wie zum Teil schon erwähnt) umgekehrt auch nur dort ergeben, wo Kommunikation und Sprachgebrauch gleichsam »gelockert« werden. Konkret vollzieht sich Wandel auf zwei Wegen: durch soziale Erfahrungen, die die bisherige Dynamik der Systeme irritieren (Erfahrungen mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, mit anderen sozialen Systemen, mit anderen Kulturen, Erfahrungen in anderen Ländern) – und durch *sprachliche Reflexion*. Im vorliegenden Zusammenhang interessiert vor allem die sprachliche und metasprachliche Ablösung von den gängigen Beschreibungen.

Anstöße zum Wandel können nur dort hervorgebracht werden, wo die (Selbst-)Verpflichtungen konventioneller oder konservativer Verhaltensweisen mindestens ansatzweise durchbrochen werden können: in verstärkter Halluzinatorik bzw. in verstärkter Unabhängigkeit von den Selbstbeschreibungen der eigenen Sozialisation. Anstoß zum Wandel wird hier verstanden als partielle, aber deutlich beobachtbare halluzinatorische (vor allem sprachliche) Ablösung von den jeweils herrschenden Wirklichkeits-Konstruktionen. Diese Art der »Kreativität« ist, wenn man sie generell als Bemühen um veränderte Wirklichkeits-Konstruktionen versteht, selbstverständlich nicht nur auf Kunst und Literatur beschränkt. Wandel entsteht dadurch, daß *einzelne* Individuen die Regeln des einen und des anderen sozialen Systems *zur Sprache bringen* und bereits mit dieser Thematisierung signalisieren, daß sich beobachtend von diesen Regeln abrücken ließe, daß andere Regeln sich (er-)finden ließen.

Soziale Systeme kontrollieren vor allem den gleichbleibenden, den